

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 42 (1964-1965)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Toni Lienhard / Barbara Risch (Uni) / Beat Glatthaar / Martin Lerch (Poly) Quästor: Jörg Geiger	Universitätsstrasse 18, Zürich 6 / Telefon 47 75 30 Auflage 13 000 Redaktionsschluss Nr. 2: 30. Mai 1964	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, Zürich 4	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 Zürich 1, Telefon 23 83 83
---	--	--	---

Kluptomanie

Leidenschaftliches Pamphlet für die Verbrreitung der Erkenntnis, welch grosse Rolle die Klubs in der Gesellschaft spielen werden, und ein Angriff auf die Corporationen

In letzter Zeit ist viel von Klubs die Rede. In jeder zweiten Nummer des Zürcher Studenten kommen sie vor, jedes Semester werden zwei neue gegründet und geht ein alter wieder ein, und man hat das bestimmte Gefühl, neben den bekannten gebe es noch viel mehr unbekannte Klubs. Mit einem Wort, Zürich, und seine Studentenkreise besonders, werden von einer Kluptomanie heimgesucht, wie die alten Griechen das Ding genannt haben. (Das -p- ist unter Philologen umstritten.) Wer nun aus dem Ton der Einleitung schliesst, hier spreche ein sarkastischer Kritiker der Klubs, der täuscht sich sehr. Ich proklamiere im Gegenteil, dass die Bedeutung der Klubs in unserer modernen Gesellschaft gar nicht zu überschätzen ist. Klubs sind nicht nur etwas Schönes, Angenehmes oder Nützliches: Es kann vielmehr für die zukünftige Entwicklung von Stadt und Staat, von Politik und Kultur, kurz der ganzen Gesellschaft von beträchtlicher Bedeutung werden, ob sich Klubs bilden, die tüchtig und kultiviert ihre spezifische Aufgabe erfüllen.

Was ist denn so besonderes an einem Klub?

Ist er nichts anderes als ein Verein, der die alte Aufgabe erfüllt, die Geselligkeit zu pflegen? So mag es zwar in den meisten Fällen sein. Der Verein, in der heutigen Form etwa ein Jahrhundert alt (Schützen-, Turn-, Schiess- und andere Vereine, später Sportklubs), erfüllt in der bürgerlichen Hochkonjunktur, die unser Land seit der Mitte des 19. Jahrhunderts prägt, eine wichtige Funktion. Natürlich stillte er, wie ja der Klub auch, das zeitlose menschliche Bedürfnis nach Geselligkeit. Auffälligerweise weist er aber zwei Merkmale auf, die ihn überaus starr und unbeweglich machen: Er ist relativ abgeschlossen, und er ist ausnahmslos spezialisiert. Genau dagegen wehrt sich der moderne Klub leidenschaftlich: Er will möglichst verschiedenartige Typen und Kreise zusammenbringen, und er will möglichst offen, beweglich, locker und ungezwungen bleiben. (Die Klubs, die sich durch Exklusivität auszeichnen, haben ihre eigentliche Aufgabe nicht verstanden. Darum herrscht dort, auch wenn das natürlich nie zugegeben wird, eine mondän-gezwungene Atmosphäre.)

Auf akademischem Gebiet haben sich besondere Verhältnisse herausgebildet. Es ist das grosse Verdienst der Farben-Corporationen und ihre eigentliche Antriebskraft, die Isolierung der einzelnen Studenten in ihrer Fachdisziplin durchbrochen zu haben. Die zweite Eigenschaft des Vereins aber, die Abgeschlossenheit gegenüber anderenartigen, haben sie noch übersteigert: Farbenwesen, geheiligte, altertümliche Formen, der ganze Comment, der ihr äusseres Gerüst ist, und nicht zuletzt die strenge Disziplin der Aufnahme und die strikte Scheidung von Dazugehörigen und Aussenstehenden (»Wilden« und »Philistern«!) geben ihnen etwas Klügelhaftes, das heute jeden abschreckt, der sich nicht in ein Sektengewesen hineinziehen lassen will. Solche Leute wird und darf es immer geben; heute aber brauchen wir daneben andere Formen, die allgemeinere Zustimmung finden. Die Corporationen geben sich im übrigen Mühe, sich zu modernisieren. So schätze ich sehr ihre Anstrengungen, mit ausländischen Studenten, insbesondere aus Entwicklungsländern, Kontakt aufzunehmen, sich am Leben der Studentenschafts-Organisation zu beteiligen und sich auch sonst in aktuellen kulturellen und politischen Aufgaben zu engagieren. Solange jedoch Farben und Zeremonien vorherrschen, werden sie ihre grundsätzliche Abgeschlossenheit nie ausreichend durchbrechen und unfähig sein, die grosse gesellschaftliche Aufgabe der Gegenwart zu lösen.

Der Klub als Retter der Gesellschaft?

Um gar nichts Geringeres als das geht es nämlich. Im Zeitalter des Aufblühens bürgerlich-demokratischer Volkskultur war es natürlich, dass Geselligkeit in Fachvereinen ge-

sucht wurde, wo gleichzeitig Tugenden geschult werden konnten, die Staat und Volk nützten: Schiessen, Körperkultur (im Turnen), Pflege der Heimatverbundenheit (im Gesang) usw. Auch waren die soziologischen Einheiten, Stadt und Dorf, noch so klein, die Spezialisierung noch nicht mehr als althergebrachte einfache Arbeitsteilung, dass der Kontakt über die Fach- und Berufsgrenzen hinaus noch kein Problem bildete, die gemeinsamen Anliegen noch auf das natürlichste auch gemeinsam besprochen und geregelt werden konnten. Dagegen halte man etwa die heutige Krise der Gemeindeversammlungen überall im Land, die Krise vieler Errungenschaften der direkten Demokratie überhaupt! Wer hatte nicht schon einen Anfall tiefen Unbehagens über die wilde Desintegration, die heute überall, in Beruf, Politik, Gesellschaft, Kultur, Unterhaltung sogar, grassiert? Beschleicht euch nicht manchmal auch die beklemmende Vision einer Katastrophe: Wie die moderne Zivilisation daran erstickt, dass ihre Spezialprobleme (Gewässerschutz, Luftverpestung, Geburtenregelung usw. – ein Blick in die Zeitung gleicht heute dem Bild, welches das Mikroskop dem Bakterienforscher zeigt) ins Unermessliche wachsen und unsere Gesellschaft wie ein riesiges Untier überwuchern, weil sie nur noch von Spezialisten durchschaut werden?

Und dagegen sollen nun Klubs etwas helfen? Schon viel ist versucht worden, um der modernen Desintegration entgegenzutreten: Studium generale, Akademie (W. R. Cortis), Forschungszentren; Lions-, Rotary-, Zontaklubs; Nobelpreisträger- und Eranos-Tagungen, usw. Man sieht sofort, wie künstlich diese Therapien sind: Sie führen nach ausgeklügelten Rezepten Vertreter verschiedenster Fächer und Berufe zusammen – jedoch in grüster Exklusivität. Was ich, Advokat, Städteplaner, Administrator, Lehrer, aber heute am dringendsten benötige, liegt anderswo. Ich plane, sagen wir, eine Wohnsiedlung; und spüre sogleich, dass ich nicht auskomme ohne den Juristen, den Fachmann für Städte- und Verkehrsplanung, den Oekonomen, den Mann für Public Relations, die Kommunalbehörde. Und so geht es mir heute, ob ich Richter, Kaufmann, Unternehmer, Abteilungschef in privatem oder öffentlichem Betrieb, Politiker oder was immer bin, jedesmal, wo ich in verantwortlicher Stellung eine grössere Aufgabe anpacken will; und gerade weil das Integrationsproblem bei uns noch nicht gelöst ist, macht uns das Getriebe des modernen Lebens noch einen so chaotischen und beängstigenden Eindruck.

Die Linke ruft: Planung! Die Rechte wurstelt weiter.

Planung! Hör ich da von links her rufen; Teamarbeit! ruft der Soziologe, der Technokrat; und rechts wurstelt es ohne erkennbare Konzeption emsig weiter im Vertrauen auf die alten Geschäftsmethoden. – Planung: Die hat sich, was die Setzung des Generalrahmens überschreitet, immer gerade für komplizierte Aufgaben als untauglich erwiesen. Auf der andern Seite fehlt es dem heutigen Liberalismus an Mut und Schwungkraft, die Zukunftsprobleme von Grund auf anzupacken (wie anders war das vor hundert Jahren!). Und Teamarbeit: Ja! Aber man täusche sich nicht: Die Bildung von fachlich gemischten Teams für die berufliche Arbeit ist eine hoffnungslos einseitige, rein technokratische Lösung. Wir brauchen, um die moderne Verflechtung zu meistern, ein Grundklima, das den allgemeinen Gedankenaustausch fördert, die Bekanntschaft vieler mit vielen, und womöglich vielseitiger mit vielseitigen, die ungezwungene Mischung auch von Arbeit, Gesellschaft, Freizeit, Beschäftigung mit Gemeinschaftsproblemen, Unterhaltung und Belehrung für den einzelnen – ein Treibhaus, ein Hefe-Klima für vielfältigstes Wachstum und spritzigste Gärung.

Spürt man nun, welche Rolle der Klub hier spielen könnte, spielen muss? Vorausgesetzt,

dass er gut ist, und das heisst offen, liberal, grosszügig, vielseitig, angriffig, anregend! Geben wir uns aber nicht mit Wunschträumen ab, sprechen wir gleich von unseren aktuellen Zürcher Bedürfnissen! Meine Idealvorstellung vom Klub in Zürich: Er hat so viele Mitglieder, dass ich jeden Abend (wenn möglich schon jeden Nachmittag) eine grössere oder kleinere Gruppe geselliger Leute treffe, ohne dass ich als Einzelmitglied, was jeden Verein so mühsam macht, eine feste Präsenzpflicht habe; aber nicht so viele, dass mein Klub zur diffusen Masse wird; ich treffe jeden Abend in angenehmer Mischung Freunde, Bekannte und Unbekannte; je nach Lust und Stimmung beteilige ich mich am lauten Allgemeinbetrieb (Tanz, Gespräch, dazwischen vorbereitete und improvisierte Gags, Musik, Bar) oder ziehe mich in einen ruhigeren Raum zurück, wo ich mich bespreche (zum Beispiel über Studentenschaftsprobleme, Fachfragen) oder von Kennern aus fremden Fächern beraten lasse; ich finde im Klubleben Feste, Diskussionen, höhere und leichtere Unterhaltung, Tanz, Bekanntschaften (wo in Zürich lerne ich sonst jemand kennen!), Singen, kulturelle und politische Anlässe, improvisiertes und programmiertes, in- und ausserhalb des Klublokals – alles in jener unschematischen Mischung, welche das besondere Air meines Klubs ausmacht. Der allgemeine Pegel darf nicht zum blossen Amüsement absinken, sondern soll in wohligem Rhythmus von Höhen und Tiefen auch das Gefühl wachhalten, an den kleineren und grösseren Problemen der engeren und weiteren Gemeinschaft beteiligt und mitverantwortlich zu sein. Ich finde beim älteren Kollegen Rat in meinen Studiensenen, gebe ihn jüngeren weiter, finde Spiessgesellen für den Bau eines privaten Festes, komme in Kontakt mit prominenten (eingeladenen) Gästen, finde Partner zum Kartenspiel. Ich spüre ungefähr, was überall so im Tun ist, was gerade aktuell ist, was vorbereitet wird, kann selber Ideen, Pläne, Aktionen lancieren, und ein grösseres Gemeinschaftswerk findet zwanglos und persönlich die nötigen Mitarbeiter. Uebrigens soll beileibe nicht bloss ein Klub in der Stadt existieren! Bei diesem liegt das Zentrum anders als bei jenem, aber auch untereinander pflegen sie regen Kontakt, ohne eine mehr als freundschaftliche Rivalität zu hegen. Als feste Merkmale haben sie eigentlich bloss zwei – Vielseitigkeit und Offenheit; alles andere kann nach Wunsch gestaltet werden.

Eine Utopie?

Das Florieren zweier solcher Klubs in unserer Stadt (ohne grosse Publicity gegen aussen) seit rund zwei Jahren beweist das Gegenteil. Freilich darf man sich über die Schwierigkeit, einen Klub zu gründen und lebendig zu führen, keinen Illusionen hingeben. Der »International Club« und die »Gesellschaft zum frühlichen Schlüsseloch« – übrigens grundverschieden, die zwei, und trotzdem in freundschaftlich-gepanntem Verhältnis zueinander – geraten periodisch an den Rand des Zusammenbruchs, auch wenn davon das einfache Mitglied, das die fröhlichen Abende geniesst, keine Ahnung hat. Wie bei allen Neuerungen, die gegen die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen, Einteilungen und Gewohnheiten verstossen, braucht es für das glückliche Entstehen und Ueberleben eines Klubs eine sehr unwahrscheinliche Kombination aller möglichen Fähigkeiten und Umstände: genug Geld, ein geeignetes Lokal und ein Minimum an Leuten; vor allem aber Ideen, Stil, Arbeit, Ausdauer bis zur Aufopferung, Klugheit, Takt, sogar sich anscheinend ausschliessende Eigenschaften: Beweglichkeit und Standfestigkeit, Grosszügigkeit, Offenheit und Disziplin, Lockerheit und Verantwortungsgeduld, Lässigkeit ohne Seicht zu werden, Anspruchsvolles ohne Gesteltheit, ungezwungene Bindungen und Solidarität – und so weiter, und alles das, solange man noch nicht eingespielt ist, in überdurchschnittlichem Mass. Ein Wunder, dass überhaupt ein Klub entsteht – und kein Wunder, dass gerade gegenwärtig die Leitungen der beiden Zürcher Klubs wieder einmal mit personellen Schwierigkeiten kämpfen! Es braucht eigentlich, bis das Ding einmal eingeführt ist, leidenschaftliche Kämpfernaturen, und die sind heute aus der Mode. (Ich meine im übrigen jenen seltenen modernen Schlag, der lohnende Ziele

Herr Rektor Professor Dr. Eduard Schweizer:

Wenn ich mich selbst Ihnen vorstellen darf, dann muss das zuerst eine Liebeserklärung zu dieser Stadt und Universität Zürich sein; es was leise und verschämt in der Form, wie es sich für einen gehört, der in Basel aufgewachsen ist, zugleich aber erdhaltig und mächtig empfinden, wie es sich für einen gehört, der aus einer alten Zürcher Familie stammt. Es ist eine Liebeserklärung zu dieser Stadt mit ihren herrlichen Wäldern, mit ihrem See und vor allem mit ihren Bergen, die im Föhnlicht über ihr erstahlen.

Nun weiss ich wahrhaftig, was eine ganze Reihe von Ihnen durchzustehen hat in überfüllten Hörsälen und Laboratorien; aber ich weiss auch, dass nicht nur die Universitätsbehörden, sondern vor allem auch die Erziehungsdirektion sich voll einsetzt, das Menschenmögliche zu tun, um der schweren Raumnot abzuhelfen, grosszügig zu planen und grosszügig zu helfen. Was mir ganz besondere Freude bereitet hat, ist Ihre aussergewöhnlich zahlreiche Beteiligung am Fackelzug, Ihre verblühten – der herrliche Strauss schmückt noch immer unsere Wohnung – und unverblühten Liebesbeziehungen zu unserer Universität, vor allem aber Ihr Wille, der aus der Rede Ihres Präsidenten hervorringt, Studenten zu bleiben und sich nicht abdrängen zu lassen in die Rolle eines Studierenden, der nur noch Fachwissen aufstapelt. Dass nicht nur in sagenhaften Zeiten Studenten WC-Türen kauften, sondern dass in durchaus historischer Zeit, als ich selbst noch Hausvater im Reformierten Studentenhaus Steinwiesstrasse 35 war, Studenten sogar die Haustür des benachbarten Studentenhauses an der Rämistrasse 48 stahlen und damit stadteinwärts zogen, habe ich schon auf dem Lindenhof in meiner Antwort gesagt. Dass keine Polizeipatrouille sie anhält, ja, dass die Polizei sogar überaus freundlich sich am Morgen erkundigte, ob das Haus an der Rämistrasse nicht eine Haustür zu wenig hätte, da in einer Garage eine solche mit Nr. 48 gefunden worden sei, kann nur als eklatantes Zeichen des überfließenden Wohlwollens unserer Regierung angesehen werden und eröffnet die besten Aussichten auf ein neues Aufblühen freien Studententums. Dass unser Volk Aerzte braucht, die nicht nur bestes Fachwissen haben, sondern auch den Menschen selbst sehen; Pfarrer, die nicht halb verstandene Weisheiten deklamieren, sondern Menschen sehen, die auf der gleichen Bank sitzen wie sie; Lehrer, die nicht nur den notwendigen Stoff einprägen, sondern auch ihr Herz bei den Kindern haben, das ist deutlich. Und solche Menschen wachsen in einem Wechsel von arbeitsintensivster Einsamkeit und freier Musse, in der die Begegnung mit dem Mitmenschen Platz hat.

Dass mir selbst als Theologen das Wissen darum am Herzen liegt, dass Gott uns den Mitmenschen auf unserem Weg stellt, damit wir uns von ihm zurechtfinden lassen und selber für ihn da sind, das dürfen Sie mir glauben. Wie könnte ich mich zur Jüngerschar Jesu von Nazareth bekennen, ohne seinen alle Hindernisse überwindenden Willen, den Menschen als den von Gott geliebten und gesuchten zu sehen und ihn für Gottes Liebe freizumachen, als Forderung und Aufgabe über unserem Leben zu erblicken? Dass ich darum an meinem bescheidenen Platz versuchen werde, so gut es mir gegeben ist, in solcher Offenheit und Verantwortlichkeit meine Arbeit zu tun, das dürfen Sie mir ebenfalls glauben. Dass unsere Universität aber wirklich lebt oder nicht lebt, je nachdem ob sie Studenten besitzt, die sich noch aufrufen lassen, in dieser fröhlichen Freiheit und zugleich in ernstester Verantwortlichkeit die Menschen zu sehen, das weiss ich.

mit heiterer Leichtigkeit anfasst und meistert, nicht fanatische Schulmeistertypen.)

An dieser Stelle, ich spüre es genau, müsste der Appell kommen, etwas Tapferes zu tun, die Gesellschaft und unsere Zukunft zu retten usw. So dramatisch ist es doch nicht. Die Zukunft wird auch ohne Klubs abgehalten werden, langweiliger natürlich und weniger angenehm, aber so schlimm ist das nicht; das Schöne und Interessante im Leben ist immer ein fakultativer Luxus.

J. Thalmann

Aus den Räten

Der Grosse Studentenrat tagte im Zeichen der Jurisprudenz...

Vor zwei Jahren gab Paul Kennel den Startschuss zur Diskussion um eine neue «Allgemeine Geschäftsordnung» der Universität Zürich. Am 3. Februar 1964 wurde dann endlich nach einer letzten verständigen Ratsdiskussion vom GSTR diese neue AGO angenommen. Ihr erheblicher Vorteil gegenüber der alten ist, dass sie sich nun in vollkommener Übereinstimmung mit den kantonal-zürcherischen Gesetzen (so dem Gesetz über Wahlen und Abstimmungen und dem Verwaltungsverfahrensgesetz) befindet. Und wer nun meint, solche Übereinstimmung sei eine leicht geschaffene und in kurzer Zeit zu bewältigende Sache, der hat sich noch nie vom immensen Wust von Gesetzen überzeugt, die uns umgeben. Auf jeden Fall war diese Sitzung des GSTR für die einen (die Juristen) eine mit viel Arbeit verbundene praktische Anwendung ihres Studienstoffes, während die andern (Nichtjuristen) grösste Mühe hatten, zu begreifen, worüber man so heftig debattierte.

Die grösste Arbeit für diese neue AGO haben Herr PD Dr. Martin Usterli und die Studenten Yves Genre, Fredy Müller, Avo Harnik und Roland Ilg geleistet. Dafür sei ihnen allen herzlich gedankt, dank ihnen bewegen wir uns seit dem 3. Februar wieder in juristisch absolut sauberer Atmosphäre.

... und im Zeichen der Fastnacht

Vierzehn Tage später tagte der Grosse Studentenrat wiederum, auch diesmal im grossen Saal des «Rüdens». Es war jener Montag, da in Zürich wenigstens an einem Ort richtig Fastnacht gemacht wird mit dem Kehraus-Künstlermaskenball, und da um vier Uhr des Morgens in Basel der Moorgestraich stattfand. Zur Ehre der Ratsmitglieder sei aber gesagt, dass doch nie und da ein sehr müdes Gesicht zu sehen war, und sogar einige Revers waren mit Basler Plaketten geschmückt. Offiziell wurde dann später zur vorgerückten Stunde doch noch im GSTR Fastnacht gefeiert: auf Antrag von Peter Hügler stimmte der Rat trotz den Bedenken des Studentenschafts-Quästors einer dritten Gratis-Konsumation zu! Es sei hier Peter Hügler, der grauen Eminenz des Rates («eigentlich wollte ich ja nichts sagen, aber unter diesen Umständen...») für sein Votum gedankt.

In Anwesenheit von fünf mit dem LEP-Programm in die Schweiz gekommenen Finnen leitete Fredy Müller auch diese Sitzung positiv und versuchte allzu scharfe Worte zu unterdrücken, so etwa, als Martin Constan, Präsident

der AKO, den Antrag stellte, das Regiment über die Kommission für Aktionen beider Hochschulen ausser Kraft zu setzen, und sich Heini Wellmann, zu jener Zeit noch VSETH-Präsident, zur Wehr setzte. Ebenfalls eine längere Diskussion hatte der Antrag von Esther Burkhart und H. W. Tobler zur Schaffung eines studentischen Presseinstandes zur Folge. Das Geschäft wurde dem KSTR zugeschoben mit dem Auftrag, in der nächsten Sitzung des GSTR Bericht zu erstatten. Nach einer Pause schritt man zu den Wahlen. Sämtliche drei Mitglieder des GSTR-Büros stellten sich wiederum zur Verfügung, so dass dieses Büro wie folgt besetzt ist:

Fredy Müller, Präsident
Wolfgang Auwärter, Vizepräsident
Dieter Bachmann, Aktuar

Im KSTR war durch den Rücktritt von Mario Pajarola ein Sitz freigeworden, für den nun H. Götsch, phil. II und K. Flachsmann, theol., kandidierten. Nach weiteren 10 Minuten Pause, die infolge der neuen Wahlsituation (gänzlich unvorbereitet kandidierte plötzlich ein Theologe) nötig geworden war, trat man dann zur Wahl. Gewählt wurden:

Michael Böhler, Präsident
Enrico Clerici, Quästor
Nic Ammann
E. Gassmann
H. Götsch

Nach weiteren Wahlen in verschiedene Kommissionen sowie nach den üblichen Dechargierungen wurde die Sitzung um 23.30 Uhr geschlossen.

Kurzbericht vom 2. ordentlichen Delegierten-Konvent des VSETH

Im Auditorium III versammelten sich am 20. Februar 1964 die zahlreichen Delegierten aller Abteilungen zur Erledigung einer reichen Traktandenliste. Zu ihnen gesellten sich die Gäste Michael Böhler als Präsident des K. St. R., Wolfgang Auwärter als G. St. R.-Vertreter und Reto Muggli vom SSR. Weiter waren Mitglieder fast aller Kommissionen anwesend, womit das Auditorium ordentlich besetzt war. Der Semesterbericht des Präsidenten Heini Wellmann bot einen Querschnitt durch die Tätigkeit des Vorstandes im Wintersemester, wovon das Jubiläum des VSETH als festlicher Höhepunkt erwähnt sei. Herbert Link als Quästor orientierte über das vermeintliche Verschwinden eines Verbandsschreibens von Fr. 50 000.—, welcher in Tat und Wahrheit im Berghaus angelegt wurde. Die beinahe mysteriöse Geschichte dieses Geldes

lässt den oft gehörten Vorwurf, Studentenorganisationen seien unzuverlässig, mindestens für die früheren Jahre als berechtigt erscheinen. Dem Delegiertenrat erschien im weiteren die Begründung einer Semestergeleiderhöhung für alle VSETH-Mitglieder zu wenig fundiert, und er wies den Antrag des Vorstandes zurück; vor allem wünschte man schriftliche Unterlagen zur Diskussion zu haben. Der Antrag Osann, welcher eine direkte Vertretung der Delegierten den Professoren gegenüber verlangte, stiess auf den Widerstand der Fachvereine, die eine Diskontinuität und Parallelität in fachlichen Vertretungen befürchteten. Da ebenfalls auf positive Seiten hingewiesen wurde, fiel die Ablehnung mit 35:39 knapp aus. Dass den meisten Ratsherren ihr Amt gefällte, bewies die Annahme des Antrages Bürgi auf einsemestrige Verlängerung der Delegiertenamtszeit.

Unter dem Traktandum Wahlen sind vornehmlich die beiden Mutationen zu nennen. Einmal liess Präsident Heini Wellmann im VSETH-Vorstand eine grosse Lücke zurück, zum zweiten war Roland Favie als Vizepräsident für Soziales amtsmüde. Die Tätigkeit von Heini Wellmann wurde vom routinierten Verhandlungsleiter Bauhofer im Namen der Studenten an der ETH, vom K. St. R.-Präsident Böhler

im Namen der Studentenschaft an der Uni geziemend gewürdigt. (Im weiteren vgl. «Nachruf» in dieser Nummer.) Als Nachfolger wurde Stöffi Ehrhardt (AMIC, III, B, 7. Sem.) gewählt, dem kein Gegenkandidat entgegengestellt wurde. Marc Ducommun (VMP, IX, 2. Sem.) bekleidet nun das Amt des Vizepräsidenten für Soziales; auf den Gegenkandidaten Karlen entfielen 31 Stimmen gegenüber 52 für Ducommun. Die weiteren Wahlen waren unbestritten, nämlich Lehmann als AGH-Präsident, Markus Rau als AGH-Mitglied; als neuer Filmstelle-Präsident amtierte nun Grossenbacher; die Wochenkalenderkommission wurde durch Kaspar Villiger ergänzt und Wittendorf wurde zum Kommissionsrevisor gemacht.

Unter Anfragen und Mitteilungen gab es zwischen Ciprut, der als Vertreter der Fortschrittlichen Studentenschaft einen Artikel im Zürcher Studenten ihren Fackelzug betreffend verlangte, und Michael Böhler eine kleinere Kontroverse. Böhler kritisierte an dieser Studentenschaftsbewegung das Niveau des Flugblattes, verlangte mehr studentisches Taktgefühl und stellt die Tatsachen richtig. Der Gartenzwerg, welcher schon zum traditionellen Abschluss des Konventes geworden ist, fand seinen sechsten Herrn im Redaktor des Zürcher Studenten, Beat Glatthaar.

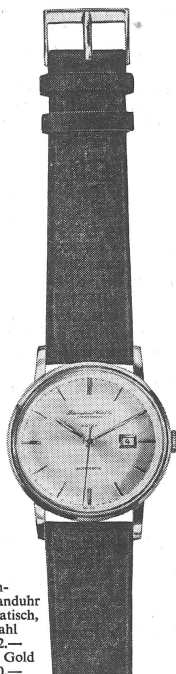
Der Präsident über den Expräsidenten

Wenn ein lautstarker Bass von eigenem Charakter nur noch selten auf dem VSETH-Büro erscheint, wenn zarte Stimmlein von schwachen Sekretärinnen sich vergeblich nach Herrn Heini Wellmann erkundigen, so muss man fast einen Nachruf schreiben. Es ist ganz verständlich, dass Heini Wellmanns zweieinhalbjährige Vorstandstätigkeit den VSETH stark geprägt hat, denn diese Zeit ist für einen Studentenfunktionär von seiner Aktivität als lang zu bezeichnen. Von seinen mannigfachen Verdiensten seien kurz einige herausgegriffen.

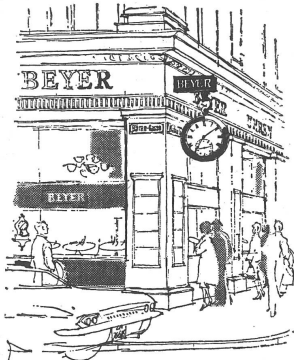
Bald nach dem Amtsantritt als Präsident des VSETH hat er manche Mängel an den Statuten festgestellt und eine Revision eingeleitet, welche nun leider etwas stagniert; dies ist jedoch nicht seine Schuld. Eines seiner Hauptziele war die Entwicklung einer gesunden, tatkräftigen Studentenschaft nach skandinavischem Vorbild, was beim VSETH vieles geändert hat. Zum ersten wurden die Delegierten-Convente nicht mehr im Saal der «Linde» abgehalten, sondern in ein Auditorium der ETH verlegt. Die Zusammenkünfte der Delegierten dauerten weniger lang als früher, denn einige chronische Bier trinkende Ordnungsantragsteller kamen im Auditorium nicht mehr auf ihre Rechnung. Im weiteren verleiht der neue Raum dem Convent eine konziliantere Parlamentsatmosphäre. Heinis Idee war es auch, die Delegierten von ihren Semestern direkt wählen zu lassen, um eine bessere Repräsentation zu erreichen. Diese Neuerung stiess

auf praktische Widerstände und provozierte manche Kritik, doch man hat zugeben müssen, dass auch dieses Novum (mit Verbesserungen) als positiv zu bewerten ist. Die Verbindung zu den vielen Kommissionen hat sich unter seinem Präsidium stark verbessert, und an behördlichen Stellen hat er es oft verstanden, das Vertrauen in die Studentenschaft zurückzugewinnen, welches mangels Zuverlässigkeit der Studenten verloren ging. Mit seiner vielbeachteten Rede am 100-Jahr-Jubiläum des VSETH hat er offen das «latente Unwohlsein» des Polystudenten aufgegriffen und deutlich eine Lösung der Studienplanüberlastung verlangt. Seither sind die Diskussionen um das neunte Semester (mit dem gleichen Stoff der heutigen 8-Semester-Pläne) nicht mehr still geworden. Auch im Verband Schweizerischer Studentenschaften (VSS) wären viele Resultate seiner aktiven Tätigkeit aufzuführen, wobei auch die Welschschweizer Sektionen gesehen haben, dass es ihm nicht um das Polensieren geht, wie vielerorts gesagt wird, sondern allein um die Sache. Dennoch wäre es falsch, den wohl etwas humorträgen Frauenfelder als Idealfunktionär zu schildern, gern ist er mit der Tür ins Haus gefallen und hat an Diplomatie lernen müssen; doch was seine aufopfernde Tätigkeit — seine Studien hat er ein Jahr unterbrochen — erreicht hat, ist erstaunlich und verdient nicht nur den Dank des Vorstandes. Für den Abschluss seines Studiums wünschen wir ihm alles Gute.

Stöffi Ehrhardt



Herrn-Armbanduhr
automatisch,
Edelstahl
Fr. 432.—
18 Kt. Gold
Fr. 840.—



Die goldene Uhr
Ecke Bäregasse / Bahnhofstrasse
— Symbol für Uhren-Beyer

Eine Uhr von Beyer als Geschenk

Weshalb von Beyer?
Weil er unter den berühmten
Markenuhren die grösste Auswahl
bietet und weil er gleichermassen
führend ist in antiken Uhren
wie modernen Zeitmessern.



UHREN BEYER

CHRONOMETRIE SEIT 1760

Bahnhofstrasse 31, Zürich

Frühling... Ihr erstes Coca-Cola im Freien



Wie herrlich einfach, den Frühling zu feiern:
Sie bummeln oder fahren aufs Land hinaus,
Sie rasten an einer Krokuswiese und genießen
Ihr Coca-Cola. Es gehört dazu... zum
Frühling, zum Jungsein, zu den schönen
Stunden.

Ein Tip zur Abwechslung:
Coca-Cola mit einer Scheibe Zitrone
oder einer Scheibe Orange



Refresno AG Zürich
Konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

S 802 4

Ignorierter Pazifismus

Der Ostermarsch ist von den Kommunisten in Szene gesetzt worden. So war es in den Zeitungen zu lesen, jetzt wissen wir es. Mit aller wünschbaren Deutlichkeit wurde es uns dargelegt und bewiesen. Neben den kommunistischen Drahtziehern sind nur noch einige naive junge Leute von Lausanne nach Genf marschiert.

Die in ihrem Vokabular sonst eher gemässigte NZZ gebrauchte in einem Artikel (18. März 1964, Morgenausgabe) folgende Wendungen:

... die Schlaumeier und die Naiven haben sich von zwei entgegengesetzten Enden her derart abgemüht, dieser Art von Kundgebung ihren spezifisch parakommunistischen Charakter zu nehmen, dass einmal mehr ein – allerdings kleiner – Teil des Volkes auf den Schwindel hereinfallen wird...

... und die Naiven – nun, es sind immer dieselben...

... so oder so, man darf sich vom Schein nicht trügen lassen: der blinde, unkongruente, unlogische Pazifismus, der schliesslich notens volens zu nichts anderem führt als zu einer ungewollten Unterstützung des sowjetischen Militarismus...

... leider genügt für viele eine scharfsichtige, klare Handlungsweise nicht, sie brauchen ein eitles, unfruchtbares Getue...

In der Weltwoche vom 26. März 1964 schreibt Prospero:

... es ist bezeichnend, wie sehr alle grossen Festtage des Jahres vom wahren Sinn zu einem politischen Unsinn verdreht worden sind...

... völlig fragwürdig wird aber die Forderung nach einer aktiven schweizerischen Aussenpolitik, die der Sicherung des Friedens und dem Abbau des kalten Krieges dienen soll. Im Land drin ist es – zum Teil übrigens gegen den Willen der Unruhe schürenden Kommunisten – gelungen, den Frieden zu wahren. Weitere Ambitionen müssten wohl zu Illusionen führen...

Nach solcher und anderer im Ton etwas variierender, im Inhalt ähnlicher Information weiss der Schweizer, was er vom Pazifismus im allgemeinen und vom Ostermarsch im besonderen zu halten hat. (Vom Kommunismus weiss er es schon lange.) Es machen da zwei Typen mit: die ganz Naiven und die Kommunisten. Und einmal mehr wird auch das Argument hervorgeholt, das so oft hierzulande in Auseinandersetzungen mit ärgerlichen Ereignissen fällt: solche Umtriebe sind unschweizerisch. Damit ist die Sache für den grösseren (und eben auch wichtigeren, da seriöseren) Teil der deutschsprachigen Schweizer Presse erledigt.

Allerdings werden nächstes und auch übernächstes Jahr wieder einige Leute einen Ostermarsch organisieren und durchführen, und die Zeitungen werden sich gezwungen fühlen, Jahr für Jahr dasselbe zu berichten, denselben Kommentar zu geben: kommunistische Drahtzieher, dazu ein paar naive Mitläufer, im ganzen eine höchst dumme und unschweizerische Kundgebung.

Es ist wahr, die Kommunisten sind – und das nicht nur in der Schweiz und nicht nur im Fall des Ostermarsches – mit verschiedenen sogenannten Friedensorganisationen, deren letzter Zweck aus ihrer Sicht bekannt ist, an allen pazifistischen Organisationen wesentlich beteiligt. Ebenfalls darf man sicher viele der Osterdemonstranten naiv nennen, auch diejenigen, die – da hat Prospero recht – eine Abschaffung aller Armeen zugunsten einer »nur auf Frieden gerichteten Politik« postulieren. (Dagegen glaube ich, dass eine etwas aktivere Aussenpolitik, auch in anderer Hinsicht, der Schweiz nichts schaden

würde.) Und sicher sind die vielen scharfen und verdammernden Worte in den Ostermarsch-Kommentaren gegenüber diesen kommunistischen Pazifisten voll auf gerechtfertigt, ebenso wie sie als Aufklärung für die vielbemühten Naiven nötig sind. Geht man also einig mit der Presse, dass sich am Ostermarsch nur diese zwei Typen beteiligt haben, so ist gegen die zitierten (und gegen alle anderen ähnlichen) Artikel überhaupt nichts einzuwenden, im Gegenteil: sie sind als Information und als Aufklärung wünschenswert.

Aber es stellt sich die ganz allgemeine Frage für das eine konkrete Beispiel: wir haben sicher wahre Information gehört und gelesen, war es aber auch die ganze Information? Ist es wirklich so einfach, dass nur ein paar Kommunisten in den »Friedensorganisationen« mit ein paar Naiven alle Jahre ein paar Kilometer zu Fuss gegen Militarismus und Atombewaffnung demonstrieren?

Es ist meines Erachtens nicht so einfach.

Wenn ich nun im folgenden auf einige Ideen eingehe, die in den zwei zitierten (und den vielen andern) Artikeln schon in der Information fehlen, so ist doch noch festzustellen: das ist nicht unbedingt der Fehler dieser bestimmten Artikel, alles kann man in einem Artikel nie berücksichtigen. Aber auch ein eifriger Zeitungsleser entdeckt nur selten Stimmen, die einen jener, um die es mir nun geht, erwähnen, verschwiegen zu Wort kommen lassen.

Jene, die in den Informationen ausgelassen werden, jene, um die es mir geht: es könnten die gar nicht naiven, die politisch vom Frieden und von Friedenspolitik Ueberzeugten sein, die – nicht vom Kommunismus abhängig – gemeinhin Pazifisten genannt werden. In einem Einiggehen oder in einer Diskussion mit diesen Leuten ginge es um nichts weniger als um eine Konzeption der Politik, eine Konzeption, die bisherige politische Grundsätze und Notwendigkeiten in Zweifel zieht, um etwas ganz Neues (das durch die ebenso ganz neue Lage seit Hiroshima nötig sei) zu bringen, nämlich eine Politik, wo der Krieg nicht mehr gedacht und deshalb nicht mehr ausgelöst würde. Golo Mann in seinem Buch »Ist der Krieg noch zu retten?« macht sich in der Bilanz (»Abschied vom Atomkrieg?«) lustig über die Volontärstrategen: »Die Diskussionen dieser selbsternannten Fachmänner wären komisch, wäre ihr Gegenstand nicht so furchtbar.« Ich will hier nicht als selbsternannter Fachmann oder Volontärstrategie über ein so weites und ernstes Gebiet wie die Atombewaffnung als politisches Mittel öffentlich referieren, denn der Spott, den Golo Mann solchen Schreibern entgegenbringt, ist angebracht, und bei diesem Thema wäre ich ein solcher Schreiber. Immerhin besteht doch die Möglichkeit, dass ein paar wirklich ernstzunehmende Friedensrufer an Ostern dabei waren, ein paar, die weder auf Grund kommunistischer noch auf Grund naiver Gedanken mitmachten. Mit solchen Leuten setzte man sich in den Ostermarsch-Kommentaren nicht auseinander, man hat es allerdings anlässlich der Atominitiativen I und II, wenn auch selten ohne Polemik, getan.

Nein, jene, die in den Informationen ausgelassen werden, jene, um die es mir hier geht, das sind die sehr wenigen Individualisten, die – wagen wir die Worte – aus ethischen oder religiösen Gründen heraus gegen Militarismus und Atomwaffen kämpfen. Innen stellt sich nicht primär die Frage nach einer politischen Konzeption, die den Frieden möglichst sicher bringt, ihnen stellt sich die Frage: »Kann der Staat mich zwingen, vorerst einmal 17 Wochen meines Lebens zu verbringen, um zu lernen, wie man

möglichst effektiv, im Verband, ohne selbst Schaden zu nehmen usw., andere Menschen tötet?«

Ueberlegen wir uns die Berechtigung einer solchen Frage. Es fällt auf, dass sie von der Existenz oder Nichtexistenz der Atombombe unabhängig ist, sie wird durch deren Existenz höchstens akzentuiert. Weiterhin scheint es, dass sie nicht unbedingt mit dem Vorhergesagten, mit dem Ostermarsch, in Zusammenhang zu bringen ist. Der Zusammenhang ist aber da: einer, der diese Frage mit Nein beantwortet, hat keine andere Möglichkeit, dieses Nein kundzutun, es sei denn, er sehe über die anderen Mitläufer hinweg und marschiere an Ostern mit. Und mit Sicherheit sind – gerade an Ostern – solche Neinsager zu dieser Frage mitmarschiert. Sie wurden in der Presse nicht erwähnt oder einfach mit den kommunistischen und naiven Pazifisten in den selben Topf geworfen.

Kehren wir zu gestellten Frage zurück. Man könnte ihr einen unverantwortlichen Egoismus vorwerfen, und damit, glaube ich, ist das Kernproblem gestellt. Dieses Kernproblem und damit die Berechtigung der Frage werden deutlich, wenn wir es anders formulieren: »Darf eine Aufgabe (Militärdienst), die sicher politisch dem Wesen eines Kollektivs entspricht, grundsätzlich auch dem einzelnen Individuum, besonders einem solchen, dessen Wesen (ethisch) anders gelagert ist, gestellt werden?«

Dazu lässt sich natürlich einwenden, dass ein Kollektiv immer aus Individuen bestehe. Die Militärs formulieren so: Es gäbe ja eine heillose Sauerei, wollte man in diesem Sinne einzelne berücksichtigen. Die Politiker formulieren anders: Demokratie heisst, die Minderheit fügt sich.

Wir gelangen zur Situation, dass ein einzelner eine ethische Frage stellt, dass diese Frage aber von einem Kollektiv für ein Kollektiv mit politischen Argumenten beantwortet wird. (Und im übrigen: Demokratie heisst auch Toleranz.)

Die Frage bleibt bestehen. Eine adäquate Antwort, adäquat dadurch, dass sie einerseits in der Ausführung politisch möglich ist und andererseits

die ethischen oder religiösen Probleme einzelner toleriert, gibt es in der Schweiz noch nicht, schon gar nicht verwirklicht.

Der Vorschlag für eine solche Antwort ist alt: man schaffe einen zivilen Dienst, einen ebenso langen und ebenso harten Ersatzdienst für die RS (und die WKs), um damit der kleinen Minderheit, der ethische Probleme vor politischen Gedanken gehen, Gelegenheit zu geben, der Schweiz gegenüber, im Kollektiv für ein Kollektiv, ebenfalls etwas zu leisten.

Solange diese Gelegenheit nicht existiert (und solange man diese Leute, wenn sie den – bewundernswerten oder unlogischen, je nachdem... – Mut und die Konsequenz besitzen, den Militärdienst zu verweigern, einsperrt), sollte niemand allgemein über Pazifismus und Ostermarsch schimpfen, denn da sind diese wenigen dabei, die mit viel grösserem Ernst »Frieden« sagen, als die meisten von uns »Armeen« sagen. (Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob sich diese Leute Pazifisten nennen oder nicht.) Er mag über die kommunistischen Pazifisten schimpfen und die naiven aufklären (diese nennen sich mit Sicherheit Pazifisten), ohne die andern wenigen zu ignorieren.

Dass diese wenigen keine »eigene echte, gehaltvolle pazifistische Organisation« besitzen (wie es auch im zitierten NZZ-Artikel bedauert wird), ist zu erklären. Um eine solche Organisation aufzuziehen, sind die einzelnen, um die es hier geht, doch zu wenig zahlreich und ist jeder von ihnen doch zu stark Individualist. So marschieren sie eben mit an Ostern, mangels anderer Gelegenheit. Das mag ein Fehler sein, es sollte uns aber nicht dazu bringen, sie zu ignorieren.

Man habe einmal den Mut, sich mit den ethischen und religiösen Argumenten dieser Leute auch auf nicht politischer Ebene (denn da redet man meist aneinander vorbei) auseinanderzusetzen. Der Ostermarsch wäre eine Gelegenheit dazu. Das weder bei dieser noch bei anderen Gelegenheiten zu tun, um dafür bei jeder Gelegenheit, wenn auch mit Recht, über die kommunistischen und naiven Pazifisten herzufallen, ist billig!

La démocratie semi-directe en Suisse

Tel est le sujet que le «Séminaire international de science politique», organisé par l'Association des Etudiants en Sciences Sociales et Politiques de l'Université de Lausanne, se propose d'étudier. Cette manifestation, placée dans le cadre de l'Exposition Nationale Suisse, se déroulera à Lausanne, du 4 au 9 mai 1964. Elle groupera des représentants de vingt-cinq universités européennes invitées par l'Association lausannoise. Le programme de ces journées comprend deux parties distinctes: le matin de chaque journée sera consacré à des conférences, l'après-midi à des études particulières, groupant un nombre restreint de participants.

Trois conférences sont prévues: La première (4 mai) sera présentée par M. J. Fr. Aubert, professeur à l'Université de Neuchâtel, et traitera des «hauts et des bas de la démocratie directe en Suisse».

Puis, le 5 mai, M. H. Grüner, professeur à l'Université de Berne, nous entretiendra de «la presse, des groupes de pression et des partis politiques en Suisse».

Enfin, le 6 mai, M. M. Battelli, professeur à l'Université de Genève, parlera de quelques «considérations sur la pratique du référendum et de l'initiative populaire en Suisse».

Mais, c'est surtout le travail présenté par les étudiants au sein de groupes d'étude qui permettra à nos camarades étrangers de mieux comprendre le rôle du peuple dans la démocratie suisse.

Un premier séminaire présentera la démocratie semi-directe; on peut, en fait, la définir comme étant l'ensemble des moyens qui appartiennent au peuple après qu'il ait nommé ses représentants, pour modifier les lois ou la Constitution, d'une manière générale. Ce mode de démocratie ne se trouve qu'en Suisse et est déterminé par une triple action populaire: l'initiative populaire, le référendum obligatoire et le référendum facultatif.

Après avoir présenté ces mécanismes, une étude statistique débutant à 1945 montrera l'intérêt que porte le peuple aux votations, tant à l'échelon fédéral que cantonal. Un certain nombre de problèmes seront alors étudiés à travers ces mécanismes juridiques particuliers. Le premier point examiné est la place de la Suisse dans les problèmes européens et internationaux. Ici, la neutralité occupe la place principale. Non formulée juridiquement, elle consiste avant tout en un principe, par lequel on peut juger l'attitude de la Suisse en matière internationale.

Toujours en matière de politique étrangère, deux aspects sont étudiés: la Suisse et la SDN, et la Suisse et les organismes internationaux modernes. Le peuple suisse fut, en effet, le seul à se prononcer directement en 1920 pour adhérer à la SDN; le vote fut d'ailleurs favorable. Mais la question ne s'est pas posée pour l'ONU, car un article annexé à la Constitution suisse en 1921 permet d'évincer le peuple de la politique étrangère.

Autre étude intéressante: le suffrage féminin. Cette étude approfondie de la condition de la femme en Suisse contre l'originalité du problème: le corps électoral, composé d'hommes, devant par exemple décider du vote des femmes.

La question des initiatives anti-atomiques a aussi retenu l'attention des étudiants lausannois à qui le dépouillement de la presse suisse a permis de connaître la situation et la valeur des arguments en présence. Cette étude permettra de définir s'il existe réellement une «Suisse politique», au même titre qu'il y a une Suisse linguistique et confessionnelle.

tique et confessionnelle.

Dernière étude sur le plan fédéral: le problème jurassien qui est l'un des points les plus brûlants de la politique intérieure suisse actuelle. Cette étude part du scrutin de 1959 qui a permis aux Jurassiens de se prononcer sur une éventuelle séparation. Les deux auteurs de cette étude ayant sur ce problème des points de vue opposés, il sera intéressant de considérer les arguments avancés pour défendre les deux positions.

Après l'étude à l'échelle fédérale, le canton de Vaud servira d'exemple pour approfondir le rôle de la démocratie semi-directe à l'échelle cantonale. En effet, cet aspect, étudié déjà sous la direction du professeur J. Meynaud par quelques étudiants, dans le livre «Etudes politiques vaudoises», fera l'objet d'un forum (prévu le 8 mai) sous la présidence de M. Roger Nordmann, avec la participation déjà assurée de MM. A. Forel (Cons. national), P. Graber (Cons. d'Etat), M. Meylan (Cons. Communal) et Me F. Regamey (Redacteur en chef de la «NATION»).

Il restera, pour parachever cette étude à voir le rôle de la démocratie semi-directe dans les communes, de nombreuses différences existant du fait des constitutions cantonales. Ici aussi, le

Expo-Studententag

Wann: 22. Mai

Transport: Bahn oder Car

Kosten: Fr. 19.—

Eintritt: Fr. 4.—

Anmeldungen: bei der SAB oder beim SSR

Anmeldeschluss: 16. Mai

SSR-Flugblatt beachten!

Ruedi Schilling, stud. phil. I

Etwas Seltenes: Ein waschechter Zürcher mit Charnel Schwer zu sagen, worin er besteht. (Ruedi wird, dieses lesend, für einen Moment die Brauen leicht hoch, die Lippen zusammenziehen und in einer unbeschreibbaren Weise die Nase rümpfen, dann leise und immer lauter zu lachen beginnen, so laut schliesslich, dass es seine hagere, leicht gebeugte Gestalt graziös erschüttert.) Ruedi Schilling hat den »Zürcher Studien-

ten« zu dem gemacht, was er heute ist. Er ist umstritten, und das dürfte das höchste sein, was er je sein kann; früher war er, mit Ausnahme, trocken und langweilig. Wie Ruedi in die Redaktion eintrat, fand er, dass die Redaktoren in regelmässigen Abständen fliehende Aufrufe um Mitarbeit an die studentische Öffentlichkeit richteten und im übrigen gottergeben am Ende des Monats den Briefkasten leerten, der zum grössten Teil leer war und zum Rest mit dürftigen Zuschriften gefüllt, langatmigen politischen oder kulturkritischen Betrachtungen oder angestrengt lustig sein wollenden Satiren, und das noch bleibende Loch füllten sie mit ähnlichen eigenen Produkten. Ruedi bestellte bei seinen Freunden und Bekannten gute Artikel, gute Berichterstattungen und gute Unterhaltung, und das Blatt wurde so anziehend, dass sich plötzlich wieder lyrische, satirische, zeichnerische und andere Talente von selbst anboten. Daneben machte Ruedi mit in der »Studiengemeinschaft für Ostprobleme«, wahrte die Freiheit an den kommunistischen Festivals von Wien und Helsinki, publizierte architektur-, landschafts- und städtebaukritische Artikel, ist sehr modern, ohne dass man's ihm anmerkt, und begann in seinem 10. Semester zu studieren, nämlich in diesem.

P.S. Der Porträtschreiber ist nicht Zürcher-Student-Redaktor und war's nie. Gewisse Werturteile, auf die der Leser gestossen sein möchte, sind also von keinem persönlichen Interesse gelenkt, indessen durchaus beabsichtigt. (Wer's nicht glaubt, vergleiche!) Ich musste übrigens Gewalt gegen den geschlossenen Widerstand der ihr Erscheinen unter Anwendung von List und gegenwärtigen Redaktoren durchsetzen. J.Th.



canton de Vaud nous fournira un exemple avec une étude détaillée de la commune de Montpreveyres.

Dernier point de ce séminaire, l'étude sur le référendum d'Emm, réalisée par deux assistants sous la direction du professeur M. Bridel, qui se chargera également de tirer les conclusions générales d'un travail, première analyse des mécanismes complexes de la démocratie semi-directe en Suisse depuis la dernière guerre.

Freie Zimmer!

Die Stadt Zürich hat auf dem Höngherberg eine Pavillon-Siedlung für Studenten erstellt, die durch die Woko verwaltet wird. Es stehen ca. 50 möblierte Einzelzimmer mit flussendem warmem und kaltem Wasser in ruhiger Lage zur Verfügung.

In jedem Pavillon sind Duschgelegenheiten vorhanden. Jedes Zimmer kostet monatlich 100 Fr. Miete. Bettwäsche stellt jeder selbst.

Noch sind einige Zimmer frei.

Interessenten melden sich sofort bei der

Zimmervermittlungsstelle

Leonhardstr. 19, Zürich 1

oder direkt bei der

Studentischen Wohnbaukommission

Doktor-Faust-Gasse 9, Zürich 1/6

Aus eigener Erfahrung

kennen wir die Sorgen vieler Doktoranden bei Drucklegung ihrer Dissertation.

Durch Zahlungserleichterung, technische Beratung und Rücksichtnahme auf Ihre Termine helfen wir Ihnen seit 17 Jahren bei der reibungslosen Abwicklung des Druckauftrages.

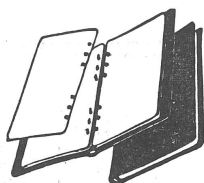
Deshalb Ihre Dissertation vom

Juris-Verlag

und

Juris-Druck

Dr. H. Christen, Zürich 1
Basteiplatz 5, Tel. 27 77 27



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Büroladengeschäften erhältlich.

TABAK
Schrämlä
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly

Jetzt ist es soweit!

In der ersten Etage unseres Geschäftes an der Sihlporte haben wir unseren neuen Young men's shop eröffnet — eine wahre Fundgrube für junge (und ewig junge!) Herren. Hier kleiden wir Sie von Kopf bis Fuss im dynamischen anglo-amerikanischen Stil für Beruf, Freizeit und die abendliche Party.

Mc Gregor, die grosse amerikanische Marke, ist mit ihren sportlichen Neuheiten vertreten. Besuchen Sie uns in den nächsten Tagen ganz unverbindlich. Die vielseitige Auswahl und die günstigen Preise werden Sie angenehm überraschen.



Fein-Kaller
YOUNG MEN'S SHOP

Zürich, Sihlporte-Talstrasse 82

McGREGOR

AUSTIN REED

DISKOTHEK

Schallplattenausleihdienst

Auf der Mauer 9 (Nähe Poly und Uni)

geöffnet Dienstag bis Freitag 11.00 bis 18.30 Uhr.
Samstag 9.00 bis 17.00 Uhr.

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung zur Verfügung und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt
für Studenten mit Legi

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen?

Unibar
Erfrischungsraum
Erfrischungsraum
Karl der Große
Olivenbaum

Universitätsgebäude
Zahnärztliches Institut
Tierspital
Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaffen

Die Rolle des Studenten in der heutigen Gesellschaft

GSTR-Seminar in Dürrensch, 11./12. April 1964

»Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen.« Mit diesem Satz beginnt Wilhelm von Humboldt seine Darstellung der idealen Universität »Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen«, Gesammelte Werke I S. 106 ff.). Ueber das Verhältnis zwischen Dozent und Student heisst es bei Humboldt im Rahmen dieses Ideals: »Darum ist auch der Universitätslehrer nicht mehr Lehrer, der Studierende nicht mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet seine Forschung und unterstützt ihn darin. (...) Daher hat der Universitätsunterricht keine Grenze nach seinem Endpunkt hin, und für den Studierenden ist, streng genommen, kein Kennzeichen der Reife zu bestimmen« (a.a.O. Bd. XII, S. 260 ff.).

Die Universität ist geblieben, das Rad der Zeit hat sich aber weitergedreht. Dadurch hat sich die Struktur der Hochschule geändert. Diese Wandlung ist untersucht worden; Fragen waren das Resultat. »Es ist die Schicksalsfrage der Universität. Will und kann die Universität unter neuen Bedingungen die an sich keiner Zeit zugehörige Idee, ihre Erscheinung wandelnd, in neuer Gestalt verwirklichen?« (Karl Jaspers / Kurt Rossman, Die Idee der Universität, 1961). Ähnlich Helmut Schelsky: »Die allgemeine (Frage) wäre die, welches Verhältnis denn die deutsche (nicht nur diese, Ann.) Universität heute überhaupt noch zur Bildungs- und Sozialidee der Humboldtschen Universität hat.« Und die Antwort wird gleich gegeben: »Die akademische Welt wird heute mehr und mehr zu einer strukturell angepassten Funktionsgruppe der modernen Industriegesellschaft.« (Einsamkeit und Freiheit, rororo 1963).

Die Frage ist nun, welches die Stellung des Studenten in dieser heutigen »akademischen Welt« sei. Die französischen Studenten, deren Kennzeichen ein gewerkschaftlicher Linkstrend ist, haben in der »Charte de Grenoble« vom 24. April 1946 diese Stellung definiert: »L'étudiant est un jeune travailleur intellectuel.« Die welschen Studentenschaften – es verwundert nicht – haben diese Konzeption vollständig übernommen. Die deutschschweizerischen Sektionen des VSS haben dies nicht gern gesehen; sie missbilligten dieses Vorgehen. Dabei blieb es jedoch.

Nun aber ist Feuer im Dach. Anlässlich der Expo findet nämlich im Mai eine grosse VSS-Diskussion statt, die grundlegende Fragen über Universität und Studententum zum Gegenstand hat. An einer solchen öffentlichen Darstellung der heutigen Hochschulproblematik können es sich die deutschschweizerischen Sektionen des VSS nicht leisten, mehr oder weniger stur nur gerade gegen die welsche Auffassung von der Rolle des Studenten in der heutigen Gesellschaft zu sein, sondern vielmehr müssen sie *positiv* eine eigene, fundierte Konzeption vorbringen, begründen und vor Gegenangriffen verteidigen können.

Daher – erläuterte VSS-Vizepräsident für Inneres, Yves Genre, Zürich – wurde das zweite Seminar des Grossen Studentenrates unserer Universität organisiert und einberufen. Die deutschschweizerischen VSS-Sektionen *müssen* eine eigene Meinung ins Feld führen können an der Expo-Diskussion; diese Meinung ist aber noch nicht vorhanden. Hier – in Dürrensch – soll sie gefunden werden. (NB. Mit »Dürrensch« ist das Auslandschweizer-»Home« gemeint, welches nicht mehr weiter vorgestellt zu werden braucht, da dies der »Zürcher Student« in der Ausgabe Januar 1964 bereits getan hat. Die Seminarteilnehmer können die daselbst gepriesenen Vorteile und Annehmlichkeiten des »Home« nur bestätigen und bekräftigen, insbesondere aber der »Home«-Leitung herzlich danken für die gebotene Gastlichkeit und die hervorragenden Mahlzeiten; ein durch die Uniar Verpflegter kann dies nicht für möglich halten. Selbst ein »Kropt«-Gast würde staunen.)

Der Vorsitzende der Tagung, GSTR-Vizepräsident Wolfgang Auwärter, begrüßte zu Beginn der das Seminar eröffnenden Plenarversammlung die Gäste: Yves Genre und Heinz Egli (VSS), Alfred Martin, Matthias Steinbrüchel und Wilfried Rutz (Handelshochschule St. Gallen), Peter Tobler (Universität Basel), Andreas Roth (Universität Bern), Heini Wellmann (VSETH) und KSTR-Präsident Michael Böhler, der zusammen mit Yves Genre und GSTR-Präsident Fredy Müller die Idee zu einem derartigen Seminar herausgearbeitet hatte, sowie Ulrich Siegenthaler vom Corporationen-Verband. Man sieht: Es war kein eigentliches GSTR-Seminar mehr, da – mit Ausnahme Freiburgs – alle deutschschweizerischen Sektionen des VSS vertreten waren, was wegen der durch Zeitgründe erwiesenen Dringlichkeit einer solchen Standortbestimmung nur von Vorteil war.

Es wurden drei Diskussionsgruppen gebildet, nämlich eine soziale, unter der Leitung von Heini Wellmann, eine historisch-philosophische mit Michael Böhler als Diskussionsleiter und eine soziologische unter dem Vorsitz von Alfred Martin. Diese drei Gruppen arbeiteten vorerst im Anschluss an die Eröffnungs-Vollversammlung, dann nach dem Nachessen sowie am Sonntagmorgen. In der Plenarsitzung am Nachmittag des zweiten Tages wurden die Ergebnisse der Gruppendiskussionen vorgelegt; die Aufgabe des Seminars war es, diese auf einen Nenner zu bringen, d.h. eine Resolution zu fassen, welche in einer der Auffassung der deutschschweizerischen Sektionen des VSS entsprechenden Definition der

Rolle des Studenten in der heutigen Gesellschaft zu gipfeln hatte. – Im folgenden werden Problematik und Diskussionsergebnisse der einzelnen Gruppen stichwortartig umrissen.

1. Soziale Diskussionsgruppe

Problematik:

- Die Studentenschaft soll eine eigene Gemeinschaft sein, eine freie akademische Körperschaft.
- Der Student ist nicht ein Auszubildender; die Studentenzeit soll eine eigene »Lebensstation« sein.
- Die Studentenschaft soll einen Ort haben, wo die Gemeinschaft leben kann.
- Der Student ist bestimmt durch sein Herkommen (Familie), ist aber andererseits erwachsen und hat eigene Verantwortung.
- Fragen der Selbsthilfe, der kulturellen Tätigkeit, der Kommunikation mit der Öffentlichkeit usw.

Ergebnis der Diskussion:

- Jeder Mensch hat ein Recht auf Bildung nach Massgabe seiner Fähigkeiten. Die Beseitigung finanzieller Probleme ist in diesem (universalen) Recht eingeschlossen.
- Demnach hat die Gesellschaft als Träger der Ausbildung Universitäten, Institute, Lehrkörper usw. zur Verfügung zu stellen. Die Verwirklichung des Bildungsrechtes erfolgt vorerst auf nationaler Ebene, ohne aber das übernationale Ziel aus den Augen zu verlieren.
- Will der Einzelne das Bildungsrecht beanspruchen, muss er eine entsprechende Willensäußerung tun. Wenn die Finanzmittel zur Bestreitung der Studienkosten nachweisbar versiegen, soll die Gesellschaft eingreifen, ohne dass der Student einer Arbeit nachgehen muss. Damit ein Stipendium automatisch ausgerichtet wird, sind die folgenden und nur die folgenden Kriterien massgebend:
 - Einkommen der Eltern
 - Anzahl unterstützungspflichtiger Kinder
 - Entfernung des Elternhauses von der Universität

Dabei kann der Student die Universität frei wählen; die Möglichkeit von Auslandssemestern soll gegeben sein.

- Der Stipendiat soll nur ein schriftliches Gesuch einreichen müssen; formelle Unterlagen wie Steuerbeweise muss er nicht beibringen. Dies gehört zur Arbeit des Gesuchsempfängers, Rekursinstanz: eine akademische Persönlichkeit, keine Kommission.
- Der sog. zweite Bildungsweg soll für jedermann offenbleiben, in welchem Alter man ihn auch zu beschreiten gedenkt.
- Zur Feststellung der Fähigkeit des Einzelnen wird das heutige Prüfungssystem als richtig betrachtet (Maturität, Zwischenprüfungen usw.). Kein Elite-System!

Es ergab sich somit folgende Definition des Studenten: »Der Student ist eine Person, die das Recht, sich auszubilden, wahrnimmt und daher einen Anspruch auf finanzielle Sicherstellung hat.«

2. Historisch-philosophische Diskussionsgruppe

Problematik:

- Die Definition des Studenten liegt in einem Begriffsfeld. Dessen wichtigste »Stationen« sind:
 - Griechenland (»Hier wird immer begonnen.« M. Böhler).
 - Der griechische Schüler wird nicht ausgebildet, sondern lernt die Methoden des Denkens kennen.
 - Rom. Die Schule war die Vorbereitung für den Dienst am Staat.
 - Mittelalter. Gründung der Universität in ihrer heutigen äusseren Form. Die Universität genoss absolute Freiheit, war aber von der Gesellschaft isoliert.
 - Heute: Internationalität der Hochschulen. Postulat: Das Herkommen des Studenten soll nicht an soziale Gruppen gebunden sein.
 - Der Student soll absolut unbunden sein. Er ist ein innengeleiteter Mensch und wird dadurch zur schöpferischen Führernatur.

Ergebnis der Diskussion:

- Es sind zwei Begriffspaare zu unterscheiden:
 - Wissen – Schüler
 - Denken – Student
- Der Schüler eignet sich lediglich Wissen an. Der Student soll die Denkmethode kennenlernen und wird dadurch zum innengeleiteten Menschen. Die aussengeleiteten Menschen bilden die primitive Gesellschaft; in ihr sind die Entscheidungen durch die Tradition vorgezeichnet. Die geistige Entwicklung des Studenten vollzieht sich durch Eigenschöpfung. Dies ist das abendländische Bild. Heute nähert sich die Innenleitung mehr und mehr der Aussehenleitung.
- Der Student steht in einem gewissen Masse ausserhalb der Gesellschaft. Dadurch ergibt sich ein Bruch zwischen dem Abschluss der Studentenzeit und dem Eintritt ins Berufsleben.
- Das Bild des heutigen Studenten:
 - Komponente: Entfaltung der Persönlichkeit in freier wissenschaftlicher Tätigkeit (normative Komponente);
 - Komponente: Der Hochschulbesuch erfolgt, um sich die Kenntnisse für einen akademischen Beruf anzueignen (effektive Komponente).

Daraus ergibt sich folgende Definition des Studenten: »Der Student ist eine Person, die durch Hochschulbesuch unmittelbar einen akademischen Beruf erlernt und mittelbar die eigene Persönlichkeit entfaltet.«
Folgerungen: Notwendig sind dazu gesellschaftliche, soziale und materielle Ungebundenheit. Studentenschaft und Universität sind selbstständige Organisationen und werden selbstverwaltet.

3. Soziologische Diskussionsgruppe

Problematik:

- Die Gesellschaft ist aufgebaut auf den drei Sphären – Wirtschaft – Ehre – Macht. Diese kommen zum Ausdruck in:
 - Klassen – Ständen – Parteien
 - Standort des Studenten in dieser Gesellschaftsordnung:
 - Zugehörigkeit zu einer Klasse: Werkstudenten.
 - Zugehörigkeit zu einem Stand: Die Studenten bilden einen Stand.
 - Zugehörigkeit zu einer Partei.
- In jeder Gesellschaft hat der Einzelmensch, die Klassen, Stände und Parteien eine Verantwortung. Diese muss eine Leistung nach sich ziehen.
- Frage nach dem Lebensraum des Studenten in diesem Gesellschaftsbild.

Ergebnis der Diskussion:

- Die Studenten bilden einen Stand. Der Einzelne tritt in diesen Stand ein durch die Immatrikulation an einer Hochschule.
- Der Student studiert im Interesse seiner selbst.
- In einer Gesellschaft, worin sich einzelne Individuen zusammengefunden haben, ist das Einzelwohl am besten realisierbar. Das Einzelwohl geht dem Gesamtwohl vor. Daraus ergibt sich eine Verantwortung des Einzelnen gegenüber dem Gesamtwohl. Die Verantwortung besteht im Erbringen einer Leistung, die in Freiheit gewählt und erbracht werden soll.
- Leistung des Studenten an die Gesellschaft:
 - Einsatz von Begabung (Maturität) zum Erwerb von Wissen und Können;
 - Vorbereitung, später hohe Anforderungen erfüllen zu können;
 - Verzicht auf Einkommen und hohen Lebensstandard;
 - Verzicht auf frühe Heirat.
- Leistung der Gesellschaft an den Studenten:
 - Der Staat ist Träger des Schulwesens und stellt daher Schulen (im umfassenden Sinn), Lehrkörper, Wohnheime für Studenten usw. zur Verfügung;
 - Der Staat finanziert die Forschung durch Professoren und Studenten;
 - Er gewährleistet das Recht auf Bildung;
 - Die Gesellschaft anerkennt den Studenten auf Grund seiner Leistung und seiner Persönlichkeit;
 - Sie anerkennt den Stand der Studenten auf Grund des Bildungsgrades, der Erziehung, Tradition und Art der Lebensführung des Studenten.
- Aufgabe der Gesellschaft gegenüber den Studenten: Schaffung von Kontaktmöglichkeiten zwischen den Studenten und der Gesellschaft – zur Formung des Studenten in seinem Weltbild und seiner Persönlichkeit;
 - um die Leistungserbringung des Studenten zu erleichtern (Praktika usw.).
- Dem Student bleibt es freigestellt, diese Kontaktmöglichkeiten auszunützen.
- Merkmale des Studentenstandes:
 - der Angehörige ist ein werdender (Ausbildung!)
 - Der Einzelne ist von Individualismus geprägt.
- Merkmale des Studenten:
 - er pflegt eine fortschrittliche Denkungsart, indem er modernen Ansichten huldigt;
 - er nimmt eine kritische Haltung ein, indem er sich ideenmässig nicht festlegt;
 - er kann seine Arbeit frei einteilen.

Eine eigentliche Definition des Studenten wurde nicht gegeben.

Die Schlussdiskussion, das Ringen um eine für die Deutschschweizer geltende Definition des Studenten und seiner Rolle in der heutigen Gesellschaft wird von Yves Genre geleitet. Zwei Extreme stehen zur Debatte: die historisch-philosophische Ansicht (Der Student ist losgelöst von der Gesellschaft) und die soziologische (Der Student ist in die Gesellschaft quasi eingebaut). Sehr rasch jedoch wendet sich die Diskussion der historisch-philosophischen Definition des Studenten zu und versucht, sie zu präzisieren (Was heisst »akademischer Beruf«?) und sie in die endgültige Form zu bringen, was nicht nur aus Zeitgründen nicht gelingt, sondern auch, weil die Versammlung anerkennen muss, dass die französische Definition »raffiniert« (Genre) ist aus dem einfachen Grund: sie ist vage, unbestimmt.

Wenn auch das Seminar zu keinem direkt greifbaren Ergebnis geführt hat, so dürfte man vom Erreichten zufrieden sein, haben sich doch die Hauptzüge und wesentlichen Punkte des Bildes des heutigen Studenten klar herausgeschält. Die Bestandteile der gesuchten Definition sind nun vorhanden, letztere muss nur noch redigiert werden. Das GSTR-Büro hat, in Verbindung mit dem VSS, diese Aufgabe übernommen. Der Erfolg des Seminars ist unbestritten. Vivat academia!

Der Unbeteiligte darf ohne weiteres annehmen, dass auch an dieser notwendigen und ersten Tagung die studentische Fröhlichkeit nicht zu kurz gekommen ist. Die Nächte sind auch in Dürrensch lang, und der Lieder, begleitet von einem gemächlichen Berner »Handörgeler«, gibt es gar viele. Der geeignete Unbeteiligte aber möge jetzt nicht denken: »Aha, natürlich!« Vielmehr anerkennen er das positive Resultat des Seminars und fühle sich bereit zu einer Auseinandersetzung mit seinen welschen Kommilitonen, da er jetzt Argumente und Beweise für seine Auffassung in der Hand hat. Dass es so weit gekommen ist, dafür sei den Initianten und den Leitern der Tagung von Dürrensch gedankt. Conrad Lerch, Jur.

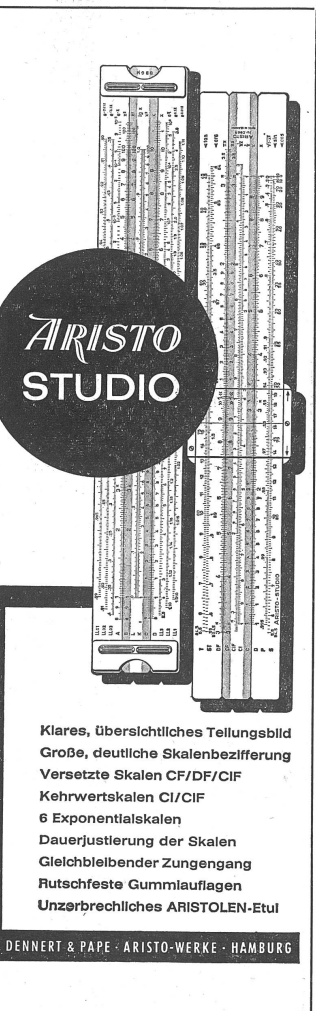
Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektoren auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P.G.KELLER
WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15-17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

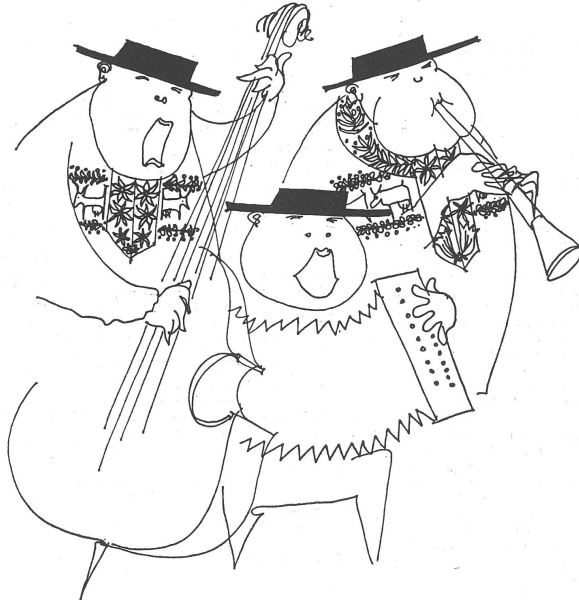


ARISTO STUDIO

Klares, übersichtliches Teilungsbild
Grosse, deutliche Skalenbezeichnung
Versetzte Skalen CF/DF/CIF
Kehrwertskaleten CI/CIF
6 Exponentialskalen
Dauerjustierung der Skalen
Gleichbleibender Zugang
Rutschfeste Gummlauflagen
Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui

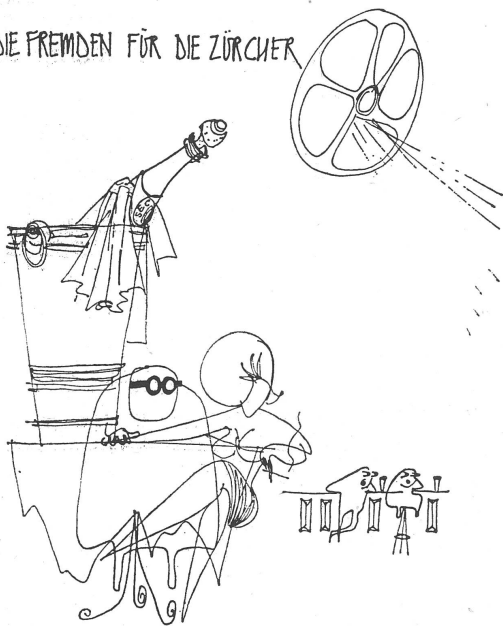
DENNERT & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG

IM VERGNÜGUNGSEKTOR
LEISTEN IHR BESTES



DIE ZÜRCHER FÜR DIE FREMDEN

DIE FREMDEN FÜR DIE ZÜRCHER



Prof. Dr. Walter Höllerer:

Der »Redakteurverband deutscher Studentenzeitschriften« (RDS) führte (mit finanzieller Hilfe des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen und der Ford Foundation) vom 17. bis 23. Dezember 1963 in Berlin ein Seminar unter dem Titel »Kulturzentrum Berlin« durch. 40 deutsche und 15 ausländische Studentenjournalisten (darunter als Vertreter des »zürcher studentens« Rudolf Schilling und Toni Lienhard) hörten sich während dieser Woche zehn Vorträge bedeutender Berliner Persönlichkeiten zu kulturellen und kulturpolitischen Themen an. Verschiedene Besichtigungen ergänzten das Programm.

Herr Prof. Dr. Höllerer hielt an dieser Tagung ein Referat über »Literatur in Berlin«. Wir drucken hier einen Teil dieses Referates, leicht gekürzt und mit Untertiteln versehen, ab.

Herr Prof. Dr. Höllerer sprach ohne Manuskript; was er sagte, wurde direkt auf ein Tonband aufgezeichnet, und das Stenogramm nach diesem Tonband wurde uns jetzt vom Presdienst »studpress« des RDS zugesandt. Weder die »studpress« noch wir haben dieses Referat redaktionell bearbeitet, sodass die improvisierte Sprache des Vortrages bestehen blieb. Wir bitten, dies zu berücksichtigen. Red.

Meine Damen und Herren, ich rede ja hier vor Publizisten, und ich habe mir natürlich auch überlegt, in welcher Form man zu Publizisten reden soll. Sie wissen, der Tod jeder publizistischen Darlegung ist die Theorie: Publizistik steht und fällt mit Facts.

Literatur in Berlin! Ein Thema, das mich ungeheuer interessiert, das mich auch bewegt hat, nach Berlin zu gehen, von Frankfurt nach Berlin. Welche Möglichkeiten gibt es in einer abgeschnürten Stadt? Finde ich hier Literatur? Finde ich die Literatur, die mich interessiert? Mich interessiert die Literatur von heute, nicht die von gestern, und die Literatur von morgen.

Günter Grass wählt Berlin

Günter Grass wurde gefragt: »Warum schreiben Sie denn nun in Berlin? Sie hatten so viele Möglichkeiten, woanders zu schreiben; was zieht Sie nach Berlin, warum kommen Sie nach Berlin?« Und er hat geantwortet: »Wenn man heutzutage in der Bundesrepublik noch für sich sein will, seine eigene Welt entwickeln will, und man schaut sich die verschiedenen Städte an, die es da gibt, dann kommt man zwangsläufig auf Berlin.« Es sei kaum möglich, so sagt Grass, in Frankfurt oder in Düsseldorf heutzutage einen grossen, dicken Roman auszubringen, es sei einfach nicht möglich auf Grund des Lebens dort. Er sagt, ihm stosse das vor den Kopf, er könne sich nicht angleichen an das Wirtschaftswunderleben, und wenn man schon in einer Stadt schreibt, wo Deutsch gesprochen wird, so bleibt einem kein Ausweg mehr, als nach Berlin zu gehen. Entweder man macht da mit, oder man macht gar nichts, entweder man macht das Tempo da mit, oder man ist dazu verurteilt, sozusagen auf einer Aussenposition zu stehen, die sehr beschwerlich ist und zumindest nicht für einen dicken Roman ausreicht, sondern für einige Einzelsbergersche Gedichte.

Diese Argumentation kann man schon einigermaßen begründen. Wenn ich es mir überlege – ich habe meinen Wohnsitz nun in Frankfurt und in Berlin –, so hat Günter Grass ganz recht. Hier in Berlin ist das Tempo vielleicht auch schnell, aber es ist nicht hektisch. Hier kann man sich in den verschiedensten Kreisen, soziologischen Kreisen, Gesellschaftsschichten bewegen; wenn man des einen Kreises müde ist, begibt man sich in einen anderen, man hat noch die Auswahl. Es ist die einzige deutsche Stadt, die, obwohl sie geteilt ist, noch weiträumig ist; man kommt sich nicht beengt vor. Das ist auch im Strassenverkehr so. Es hat noch grosse, breite Strassen, man findet noch einen Parkplatz. Man hat nicht das Gefühl, dass man in den gleichen Kneipen immer wieder die gleichen Leute trifft; man hat viele Kneipen zur Verfügung und auch solche Kneipen, in denen nicht unbedingt der Innenarchitekt gewütet hat, sondern die noch richtige Kneipen sind. Sie sind also nicht so modern, dass einem nichts Moderneres mehr einfällt, absolut bakterienfrei oder zu verstaubt – das ist ja das europäische Dilemma: Entweder zu wenige Bakterien oder zu viele. Nun, das alles kann man hier finden.

Dann gibt es hier einige Schriftsteller, mit denen man sich treffen kann, die das Klima mitbestimmen, die auf Grund der Anhaltspunkte an die Tradition hier sind, ob es nun Uwe Johnson ist, oder Günter Grass, oder Martin Kessel, oder Soltis, oder Scholz, oder Schnurre; also man kann mindestens 20 Schriftsteller nennen, die hier in Westberlin wohnen, mit denen sich man auch natürlich trifft, mit denen man sich unterhalten kann oder mit denen man sich eben nicht trifft, und man ist froh, dass man sie nicht trifft, dass man allein ist – aber es gibt die Alternative.

Aber es spricht in neuerer Zeit auch noch etwas anderes mit. Hier haben wir die Welt, mit der man sich heutzutage auseinandersetzen muss tatsächlich im eigenen Haus, und wir haben Kontakt mit dieser Welt. Wie man auch immer eingestellt ist – ob man polemisch eingestellt ist, ob man liberal eingestellt ist, wie man sich auch die Zukunft vorstellt –, um eine solche Auseinandersetzung kommt man natürlich nicht herum. Es gibt hier ganz erstaunliche Gespräche, die es

Der Literaturbetrieb in Berlin

in einer anderen Stadt nicht gibt. Zum Beispiel, wenn der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der bulgarischen Literaten nach Ostberlin kommt, dann kommt er auch nach Westberlin oder versucht es jedenfalls. Dann kreuzt er bei mir oder jemand anderem auf und unterhält sich mit dem. Dann redet man mit ihm, und dann erfährt man erstaunliche Sachen über dessen Einstellung und auch über dessen Meinung von uns. Oder die tschechoslowakische Militärmission, die einen ausgezeichneten Leiter hier hat, lädt Schriftsteller ein aus der Tschechoslowakei, und man kommt mit denen zusammen. Natürlich, den Vortrag kann man sich beinahe schenken, aber hinterrücks kann man mit den Leuten zusammensitzen. Auf die Art und Weise haben wir sogar schon einige Freundschaften geschlossen.

Ostberliner Schriftsteller

Natürlich nicht zuletzt die Schriftsteller, die in Ostberlin ansässig sind. Ein Westberliner, ein Mann mit einem Westberliner Ausweis (ich bin ein Mann mit einem Westberliner Ausweis) kann ich nicht rüber nach Ostberlin, kann auch jetzt Weihnachten nicht rüber, weil man keine Verwandten drüben hat; aber aus der Zeit, wo man das noch konnte, kennen wir uns natürlich gegenseitig, und wir wissen, mit welchen Schriftstellern drüben man sich unterhalten kann. Es gibt welche, mit denen es ziemlich sinnlos ist, sich zu unterhalten, weil sie mehr Parteilichkeiten als Schriftsteller sind. Wir haben immer versucht, diese Verbindungen zu halten. Es ist nur nicht gut, hier öffentlich allzuviel über diese Verbindungen zu sagen; ich kann nur sagen, dass diese Verbindungen bestehen. Der Versuch wird unternommen, sie nicht abreißen zu lassen. Diese Verbindungen bestehen sehr oft über das Radio, über das Dritte Programm des Senders Freies Berlin, über das Fernsehen, und bestimmte Veranstaltungen, die wir hier in Berlin machen, bekommen eben ihren Akzent. Und es ist so, dass man Fernsehen und Radio nicht kontrollieren kann, dass man also drüben tatsächlich hört, dass man nicht wie bei Briefen und Büchern eine Zensur einführen kann. Und die Leute in Ostberlin hören und sehen das West-Fernsehen und den West-Rundfunk. Diese Brücke ist vorhanden, diese Brücke soll man ausnützen. Ich glaube, es lohnt die Energie und den Ager, wenn man sich mit diesen Massenmedien einlässt und das nicht unbedingt anderen Leuten überlässt, die das meines Erachtens doch falsch machen. Nicht sofort polemisch, nicht sofort propagandistisch; wir müssen nicht die Tonart des Ostens aufgreifen, sondern wir haben unsere eigene Tonart, eine kritische, selbstkritische Betrachtung und vor allen Dingen eine Information, und damit binden wir auch den Menschen drüben mehr als mit Propagandasendungen. Diese Information, diese selbstkritische Darstellung muss auch von den Schriftstellern selber gemacht werden, die kann man nicht den Reportern überlassen oder eben den Leuten aus der politischen Sektion dieser Anstalten. Deswegen habe ich mich ja auch nie dagegen gestäubt, in diesen Massenmedien aufzutreten, obwohl mir das doch öfters negativ angerechnet wurde.

16 Schriftsteller schreiben ein Buch

Wie steht es nun mit dem Literarischen Kolloquium Berlin und dem Ford-Programm?

Ich habe damals das Ford-Programm mit angetrieben in einem Gespräch mit Shepard Stone von der Ford-Foundation und habe mich vor allem um das literarische Programm gekümmert. Dieses literarische Programm ist in der Zwischenzeit angefallen. Wir haben das Literarische Kolloquium Berlin gegründet, das versucht, die vorhandenen Möglichkeiten für Literatur in Berlin etwas mehr auszubauen. Wir versuchen in erster Linie auch, Schriftsteller nach Berlin einzuladen, und auch zuzusehen, dass sie hier in Berlin bleiben. Es ist uns auch gelungen in einigen Fällen; z.B. Ingeborg Bachmann ist von Rom nach Berlin übersiedelt, sie hat sich hier eine Wohnung genommen und bleibt hier in Berlin. Vielleicht wird es uns in dem Fall Günter Eich auch gelingen. Es kommt natürlich auch darauf an, die Schriftsteller, die unseres Erachtens nach Berlin gehören, hier anzusiedeln. Im übrigen lädt dieses Literarische Kolloquium junge Schriftsteller ein, und zwar immer zu einem Aufenthalt von einem halben Jahr, und diese jungen Schriftsteller arbeiten hier, versuchen zu arbeiten.

Es ist nicht so sehr ein amerikanisches »created writing«, also ein Ensemble, das zusammen schreibt und von einem leitenden Herrn mehr oder minder schulmeisterlich behandelt wird, sondern es ist der Versuch, eine Kombination zusammenzukriegen, eine Diskussionsgruppe, die sich selber ihre Aufgaben stellt und sich auch selber gegenseitig kritisiert. So haben wir jetzt seit dem 1. Oktober eine Gruppe von 16 Schriftstellern hier, Prosaschreiber, die alle schon einmal Prosa veröffentlicht haben, die aber noch nicht so bekannt sind, dass sie in den Buchläden stehen. Wir haben ihnen geschrieben, sie haben sich auch bereit gefunden, zu kommen. Sie schreiben Prosa hier in der Kramerstrasse, wo unser Stadtzentrum ist. Es ist recht gut angefallen. Wir haben in diesen 8 Wochen die Leiter gewechselt, damit die verschiedenen hier eingeladenen Schriftsteller auch die verschiedenen Stile kennenlernen. Es hat zuerst angefangen Hans-Werner Richter, der sich im übrigen jetzt auch eine Wohnung in Berlin genommen hat auf Grund der Initiative des Literarischen Kolloquiums; als zweiter hat Peter Weiss mit ihnen dann geschrie-

ben (das ist natürlich eine ganz andere Stilart) und dann Günter Grass 14 Tage lang. Ich glaube, es ist für einen Prosaschriftsteller doch wichtig, sich über seine eigenen Arbeiten mit avancierten anderen Prosaschriftstellern zu unterhalten, wenn man auch gar nicht gewillt ist, deren Eigenarten anzunehmen. Es ist ein handwerkliches Gespräch auf Grund von handwerklich gefertigten Texten. Die erste Aufgabe, die sich diese Gruppe gestellt hat, war ein Thema »Jemand entfernt sich in starke Beleuchtung«. Ein kurzes Prosastück, das jeder mit seinen eigenen Mitteln bearbeitet hat; dann hat man sich das gegenseitig vorgelesen und hat es kritisiert. Im übrigen sind wir jetzt auch daran, einen Roman zusammen zu schreiben, aber darüber will ich noch nichts verraten, denn er wird sicherlich einmal veröffentlicht, es wird sicher ein literarisch wichtiger Roman werden.

Also das Literarische Kolloquium Berlin hat dann im nächsten Sommer die Aufgabe, Dramatiker, Dramaturgen und Regisseure einzuladen und sich ein bisschen um das deutsche Nachwuchs-drama zu kümmern. Es werden u.a. natürlich auch Peter Weiss und Martin Walser eingeladen werden, Günter Grass usw.

Das zu dem Programm des Literarischen Kolloquiums Berlin. Es laufen von der Ford-Foundation noch andere Programme, z.B. »Artist-Residenz«. Dort werden bekannte Leute der Literatur, auf dem Gebiet der Malerei und der Musik nach Berlin eingeladen, die dann 1 Jahr hier bleiben, z.B. Ingeborg Bachmann. Dann gibt es das Institut für Musik, das gegründet worden ist.

Nun gibt es noch ein anderes Programm, Schriftsteller einzuladen; es stammt vom Kulturkreis der Industrie. Das war die Berlin-Stiftung, die ist nun hauptsächlich für deutsche und deutschsprachige Schriftsteller, es war eine ganze Reihe junger Schriftsteller hier für 2-3 Monate, da gab es dann auch öffentliche Veranstaltungen, Lesungen, Diskussionen usw. Das geht Hand in Hand, es sind keine Konkurrenzunternehmungen, es wird gegenseitig abgestimmt. In der Literatur geht das alles eigentlich ganz gut.

Kann man ein Kulturzentrum heranzüchten?

Die Schwierigkeit liegt darin, dass man in zweierlei nicht verfallen soll: 1. Berlin nehmen soll, das unbedingt ein Zentrum sein will, denn darin zeigt sich schon wieder die Provinzialität; ich meine, zu einem Kulturzentrum gehört eine gewisse Selbstverständlichkeit. Das ist man, oder man ist es nicht. Man wird niemals Berlin zu einem Zentrum machen können, wie es etwa Paris ist. Dazu haben wir viel zu wenige Schriftsteller hier, dazu haben wir viel zu wenige Schriftsteller in der deutschen Literatur, die etwas taugen. Auch fehlen die Mittel, die Unterhaltungsschriftsteller, die ja bei uns sehr dünn gesät sind; wir haben ein paar Leute ganz oben und einen Haufen Leute ganz unten. Diese Schicht, die einen guten Unterhaltungsschreiber schreibt, fehlt uns, und die gehört eigentlich auch zu einem literarischen Zentrum. Darum kann man ruhig auch ein wenig skeptisch sein, ob man nun unbedingt das Wort Zentrum sagen muss – das klingt auch so programatisch. Ich würde sagen, es wäre ganz gut, wenn in der nächsten Zeit 2 oder 3 Romane hier in Berlin geschrieben würden, die ein bisschen die Atmosphäre von Berlin enthalten, ohne dass sie Thematik Berlin haben. Die erste Gefahr ist also, dass man unbedingt hektisch Betrieb machen will.

Die zweite Gefahr ist, dass die Leute hier isoliert sind, dass man sie einlädt und dass sie dann hier rumsitzen und sich einsam vorkommen. Es gibt auch hier nicht viele Lokale, auf die man als Literat unbedingt lossteuert. Es gibt einige wenige Kneipen, die man für kurze Zeit entdeckt; da sitzt man dann drin, man fühlt sich wohl. Dann wird das auch von den anderen Leuten entdeckt und überflutet, und dann sucht man sich wieder eine andere. Es ist ein dauernder Wechsel, wir haben in der Zwischenzeit schon mindestens 10 Kneipen uns zugrunde gerichtet, aber das wird auch hoffentlich so bleiben, sonst wird alles so schulmässig, man muss schon etwas lokal sein. In Berlin wechselt man eben.

Literaturbetrieb in den Hochschulen

Wir haben natürlich an den Universitäten einiges versucht, um dem Drang unserer Studenten, literarisch zu sein, nachzukommen. Der Drang ist wirklich vorhanden, wir haben ungeheuer viele Studenten – ich merke das auch in den humanistischen Prüfungen, wenn die Maschinenbauer und Volkswirte, mir völlig abgewandte Berufe, bei mir Prüfungen machen, dann merkt man, dass sie viel gelesen haben und dass dies gar nicht so zwangsmässig zugeht. (Prof. Dr. Höllerer liest an der Technischen Universität.) Wir haben also versucht, von der Universität aus solche Veranstaltungen zu machen; diese Veranstaltungen waren immer sehr voll, waren immer sehr bewegt und auch immer sehr amüsant. Das waren Veranstaltungen mit deutschen Autoren in den ersten zwei Jahren, in denen ich hier war; im dritten Jahr machen wir diese grosse internationale Veranstaltung »Literatur im Technischen Zeitalter« in der Kongresshalle, den ganzen Winter über. Die Vertreter des »roman nouveau« waren alle da. Finanziert haben wir es zusammen mit dem Fernsehen, aber auch das Fernsehen hat uns dann geholfen, es über die Mauer zu funken, und wir haben sehr viele Zuschreibungen bekommen, dass diese Sendungen mit grosser Spannung gehört wurden. Stückensmidt hat dann ebenfalls seine »Musik

im Technischen« Zeitalter im letzten Jahr in der Kongresshalle gemacht.

Diese Pläne gehen auch weiter. Ich will im nächsten Jahr eine Reihe machen über Avant-Garde-Theater. Ich will die kleinen Theater einladen: aus New York eines, dann auch ein Theater aus San Francisco, das Prager-Theater, das mehr Pantomime macht, dann auch aus Jugoslawien eine Bühne, zwei Bühnen aus Paris, aus Mailand und aus Warschau, im ganzen 12 kleine Theater. Wir wollen, um das Ganze nicht zerplatzen zu lassen, einen gewissen Rahmen geben, eine grosse Photoausstellung machen über Avant-Garde-Theater, wobei es kein Bericht sein soll über einzelne Theaterereignisse, sondern eine photographische Vision von dem, was man sich unter dem Theater von morgen vorstellt. Das wollen wir natürlich auch in Verbindung mit dem Fernsehen machen, um auch den Ostberliner und den Hörer und Seher in der Zone daran teilnehmen zu lassen. Das ist nur ein kurzer Ausblick auf das, was wir im Programm vorhaben.

Ich möchte noch zu sprechen kommen auf unsere Redaktionsarbeit hier. Zunächst einmal scheint es ja absurd, dass man Literatur und Sprache in einem solchen Ausmass an einer Technischen Universität macht, also an einer Technischen Hochschule eigentlich. Wir haben den Glücksfall, dass wir eine geregelte Universität und eine Technische Universität am gleichen Ort haben und deshalb auch ein Fluktuieren der Studenten zwischen den Universitäten. Die Studenten der Freien Universität können bei uns Literatur und Philosophie hören, es wird ihnen auch angerechnet; dadurch wird das Fach von verschiedenen Perspektiven aus beleuchtet. Natürlich lehrt man bei uns mit etwas anderem Akzent als bei der Freien Universität, bei der Freien Universität in der formell eingefahrenen Weise der (in der Germanistik z.B.) mehr historischen Betrachtung; bei uns ist es mehr die analytische Betrachtung der Gegenwart, ohne dass wir den historischen Unterbau weglassen. Aber unser Akzent liegt eben anders, empirischer und weniger historisch. Und das macht sich auch in bezug auf die Literatur bemerkbar. Wir halten Seminare ab, wir halten Kolloquien ab, und eines dieser Kolloquien heisst: Verbotene Bücher. Wir gehen also den Gründen der Prozesse nach, die geführt worden sind über Bücher, und versuchen dann auch, diese Bücher zu interpretieren und dahinterzukommen, warum diese Bücher als anstössig damals und jetzt erkannt wurden. Ob das nun politische oder moralische Gründe oder vorgeschobene moralische Gründe mit dahinterstehenden politischen Gründen, ob das religiöse Gründe waren oder sind.

Das Institut »Sprache im technischen Zeitalter«

Ich habe ein Institut gegründet: Sprache im technischen Zeitalter mit vier Abteilungen, wobei die erste Abteilung Sprachkritik macht, Sprachanalyse auf Grund der gegenwärtigen Sprache. Wir kümmern uns dann auch um die Sprache in der Politik, also Reden, die heute gehalten werden, sprachliche Klischees, Sprache in der Wirtschaft, Sprache auch etwa in den Studentenzeitschriften (das ist ein eigenes Referat bei uns), Sprache in den Sonntagsblättern und in den Kirchenzeitschriften, und das alles wird untersucht in einem; die Belege dafür werden in einem Archiv gesammelt unter gewissen Gesichtspunkten, Ausschnittarchiv und Dokumentenarchiv, und hier und da wird, so es möglich ist, ein Referat oder ein Aufsatz in unserer Zeitschrift, Sprache im technischen Zeitalter, abgedruckt. Diese Zeitschrift ist das Organ unseres Instituts. Die Abteilungen, die in unserem Institut sind, spiegeln sich auch in unserer Zeitschrift.

Die erste Abteilung heisst: Analyse. Die zweite Abteilung heisst: Massenmedien. Das ist auch die zweite Abteilung unseres Instituts. Da kümmern wir uns vor allen Dingen darum, wie die Sprache in den Massenmedien gehandhabt wird, z.B. in der Werbung, auch in der politischen Werbung, im Fernsehen und im Rundfunk und auch etwa am Kiosk mit all diesen kleinen Broschüren, die verkauft werden.

Die dritte Abteilung heisst: Buch und Leser. Da haben wir zur Zeit einen Auftrag laufen: Untersuchung der Leihbibliotheken in Westberlin in soziologischer Hinsicht und literarischer. Was wird in den Leihbibliotheken geführt? Also angefangen beim Heimatroman über den Kriminalroman zum Fachbuch bis hin auch zum literarischen Roman. Welche Rolle spielen auch die Kriegsbücher? Wer liest was, wer sind die Leser dieser Leihbuchhandlungen? Wir haben das dann ausgedehnt auf die gesamte Bundesrepublik. Es sind Fragebogen versichert worden. Wir versuchen also auch durch diesen Einstieg etwas hineinzu-kommen. Untersuchungen der gegenwärtigen Kriminalliteratur in der Bundesrepublik und in Westberlin sind meines Erachtens etwas, das nicht nur die Literaturwissenschaftler, sondern auch die Soziologen und auch die Politiker interessieren müsste.

Und die vierte Abteilung heisst: Kritik. Und zwar versuchen wir im Institut Studenten, die sich für Theater-Literaturkritik interessieren, etwas um uns herumzuschaaren. Wir geben ihnen auch Aufgaben, die nicht nur rein akademisch sind, sondern ihnen auch die Chance geben, einmal gedruckt zu werden, und wir versuchen, hier einen Stil zu entwickeln, der mehr vom Sprachlichen ausgeht und nicht von vorgefassten weltanschaulichen Positionen, der also nicht ein Dogma von vornherein festsetzt, sondern sich erst einmal informiert: Wie schreibt der, was schreibt

THEATER am HECHTPLATZ

Hechtplatz 7, am Limmatquai beim Bellevue
Tel. 34 92 34 ab 15 Uhr

Christiane Eisler und B. A. Mertz

Zwei Berliner Kabarettisten

»Heute mir – morgen dir!«

(Humoresken, Parodien und
Spiele von heute)

Premiere 8. Mai, nur wenige
Tage.

Studenten an der Abendkasse ab
19 Uhr Ermässigung.

der? Und dann kann man erst die Schlüsse auf alles andere ziehen. Meines Erachtens liegt ja die deutsche Literatur ungeheuer im argen. Ich sehe also keine Gipfelleistungen der deutschen Literatur der Gegenwart und meine, das könnte gerade mit Ihrer Hilfe, der Hilfe der Studentenzeitschriften etwas besser werden. Es gibt ja auch gute Ansätze. Ich muss sagen, dass ich mit grösster Spannung die Literaturkritiken im »Diskus« und im »Konkrete« lese und dass ich die für viel besser halte als die in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Ich meine, da liegt es wirklich an uns und an der Zusammenarbeit zwischen Redakteuren und Studenten, dass das ein wenig anders wird. Auch dafür ist das Institut da, und auch dafür ist die Zeitschrift da, dass wir hier etwas machen, das ich um einen Kern herum anspinnen kann.

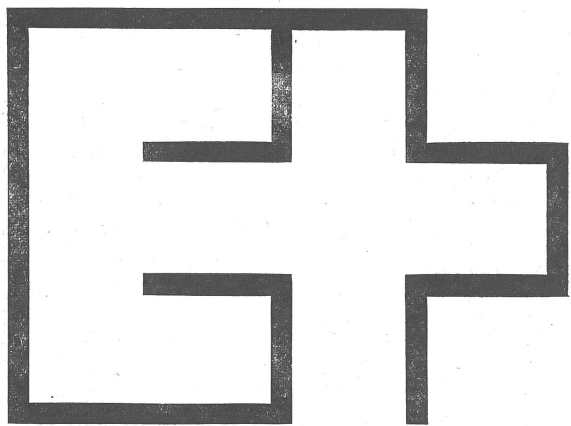
Gesucht: Klarheit und Unabhängigkeit

Es ist wichtig für diese Arbeit hier in Berlin, dass wir das Verschleiern, dieses Einfließen unreflektierter Emotionen in den Erkenntnisgehalt nicht ohne weiteres zulassen, dass wir uns sowohl vom wissenschaftlichen wie vom publizistischen Standpunkt dagegen wehren. Das mag ein Verschleiern sein, sowohl in der einen wie in der anderen Richtung, ein Verschleiern mit der Berlin-Sentimentalität des Mauertums sowie ein Verschleiern der polemischen aggressiven Tendenz der marxistischen Argumentation. Unsere Position muss besonders darauf bedacht sein, mit einem Instrument zu arbeiten, das genau zu scheitern weiss: Wo liegen die Wunschbilder und so sind die Fakten? Man sollte die Lage Berlins nie (wie die Springer-Presse) mit Schlagworten ausdrücken. Es sind sehr ineinandergedehnte, diffizile Situationen, die man genau sehen muss. Fakten sprechen sowieso für sich, es braucht keinen Slogan, sie zu verstärken. Damit ist auch niemandem gedient, wenn wir uns hier in eine Atmosphäre von Slogans begeben, aus der wir dann selber nicht mehr herausfinden. Ich glaube, dieser nüchterne analytische Blick ist das, was uns Literaten hier in Berlin not tut, d.h. gegen welche Front auch immer bewahren müssen; nur dann können wir für die Literatur und die Sprache hier etwas tun. Allerdings dann, anhand des Beispielmaterials, das uns täglich geliefert wird, sei es per Luft, sei es per Druck, um so mehr tun, denn hier gibt es Material in Hülle und Fülle, das man untersuchen muss.

Für einen Zeitschriftenherausgeber ist auch noch wichtig, hinzuzufügen, dass solche Untersuchung nicht rein idealistisch ist. Ein Zeitschriftenherausgeber muss zusehen, dass seine Zeitschrift nicht eingeht. Er muss sich ein Thema suchen, das publikumswirksam ist, und ich bin ganz und gar gegen diesen Klagen des Herausgebers: Wir werden zu wenig unterstützt, wir bekommen zu wenige Subventionen, deswegen können wir nicht genügend zur Wirkung kommen. Das ist meines Erachtens ganz falsch, daran ist der Herausgeber und Redakteur selber schuld. Zweitens finde ich auch verkehrt zu sagen: Nun gut, ich muss mich eben nach dem Publikum richten, und deswegen darf ich das und das nicht bringen, das ist zu gefährlich, das ist zu anstössig.

Das ist sicher ein schlechter Redakteur, denn es gibt nun einmal keine eckigen Eier, die nicht anstossen. Es wird immer so und soviel Leute geben bei einem guten Heft, die abstellen, eben gerade deswegen, weil das Heft so gut ist.

Wenn man ein Thema aufgreift, das notwendig ist, kann es ja auch gleichzeitig ein Thema sein, das geschäftlich ein Erfolg ist. Das sollte man nach Möglichkeit miteinander zu verbinden suchen. Im übrigen, wenn uns jemand etwas stiften will, so soll er das ruhig tun – non olet –, das Geld kann herkommen, woher es will. Nur, es darf in keiner Weise Einfluss auf eine Zeitung, ein Institut oder auf ein Programm bekommen. Bei einer solchen Sache sollte man nicht mitmachen. Sei es der Kulturkreis, sei es die Ford-Foundation – ruhig Geld, aber kein Einfluss auf die Programmgestaltung! Wenn man diese Grundsätze hat, so muss man sich allerdings auch selber etwas kritisch betrachten und sich fragen: Was machst du daraus? Vertrittst du nur eine enge Position, vertrittst du eine politische Richtung, die sich zu eng an ein bestimmtes Programm hält? Das würde ich mich schon von Zeit zu Zeit fragen. Ich glaube, dass so eine Position durchzuhalten ist, sich keiner Partei anzuschliessen, und trotzdem nicht mit der Stange im Nebel herumfrähen. Für diese dauernde Eigenprüfung des Redakteurs gibt es einen schönen Satz von Kafka, den man sich zum Leitatz machen kann, der ungefähr so heisst: »Im Kampf zwischen dir und der Welt nimm Partei für die Welt.«

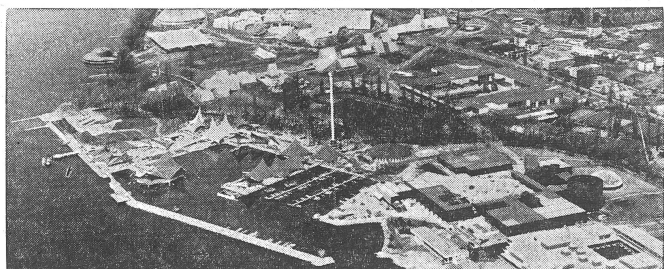


Die Familie **M** besucht die Expo Gratis-Eintritt

Wie die Landi 1939 in Zürich, wird diese nationale Schau an den Gestaden des Genfersees in ihrer landschaftlichen Schönheit, mit der kühnen Architektur und den modernsten Darstellungsarten die Herzen der Besucher höher schlagen lassen und den Schweizer mit berechtigtem Stolz erfüllen. Um möglichst vielen Mitgliedern den Besuch dieser nur alle 25 Jahre stattfindenden Schau zu erleichtern, kann jeder Genossenschafter, der nach Lausanne fährt, an allen Verkaufsstellen und Verkaufswagen der Migros

gratis eine Eintrittskarte für Erwachsene im Werte von Fr. 6.— gegen Abgabe von Gutscheinen Nr. 9 des Genossenschaftsanteils beziehen. Die Abgabe ist auf eine Karte pro Familie beschränkt.

Gegen den Gutschein Nr. 9 und Aufzahlung von Fr. 3.50 wird eine Eintrittskarte für den Besuch der Expo an **zwei aufeinanderfolgenden Tagen** ausgegeben.



Zum Vorzugspreis

sind in den Migros-Verkaufsstellen weitere Expo-Eintrittskarten erhältlich:

Art der Eintrittskarten	Erwachsene	Kinder
Tageskarte	5.50 (statt 6.—)	2.75 (statt 3.—)
Eintrittskarte für 2 Tage (Abonnemente für 2 Eintritte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen)	9.— (statt 10.—)	4.50 (statt 5.—)

MIGROS-Leistung in Qualität und Preis auch an der EXPO!



Überzeugen Sie sich in der
MIGROS SNACK-BAR
«Au Rendez-vous»

im Herzen der Landesausstellung in Lausanne. —
Geöffnet von 9—21 Uhr.



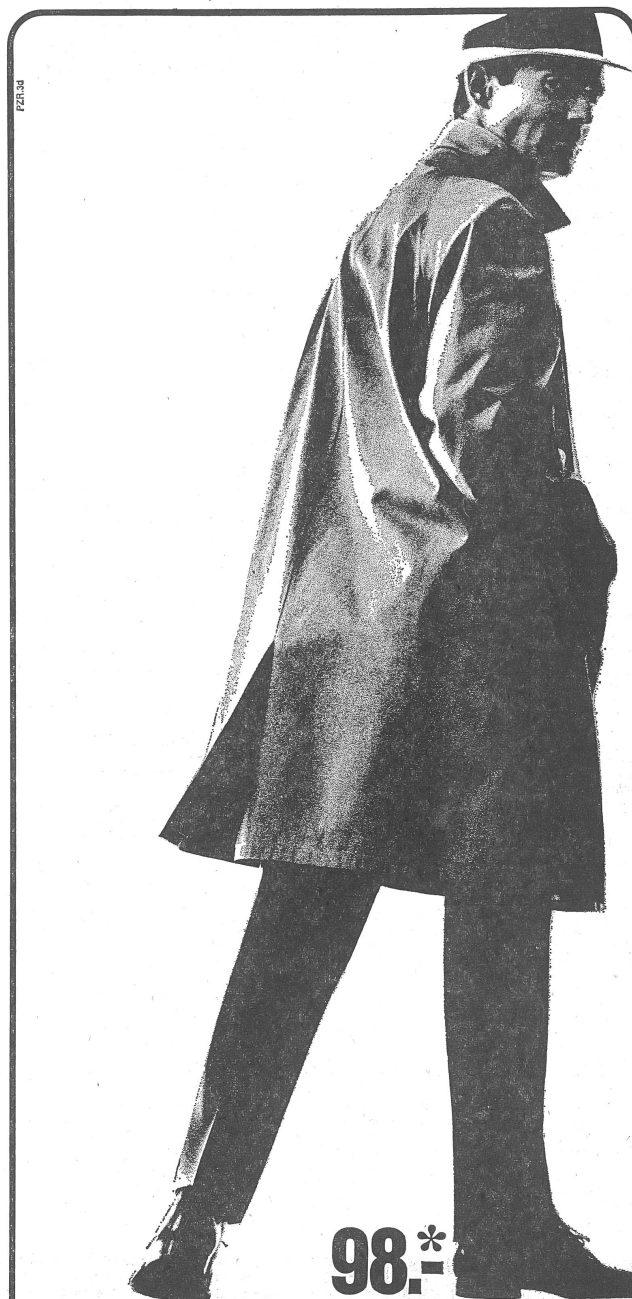
MIGROS

Apotheke Oberstraß Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9



Seit 1889 die Apotheke der Akademiker



Gibt es einen Mantel für Platzregen? Für Landregen? Für Sprühregen? Für Gewitterregen? Einen für jeden Regen? Klar! Den Allwettermantel aus Terylene-Baumwolle. Kennzeichen: männlich-elegant. Bei PKZ.

PKZ

PKZ Zürich, Bahnhofstrasse 46 Montag den ganzen Tag geschlossen
PKZ Oerlikon, Ecke Ohm-/Nansenstrasse

* PKZ hat seine Preise nicht erhöht! *

Dies Academicus...

Drei Feiern bestimmen jeweils das Gesicht unseres Dies Academicus: In diesem Jahr eröffnete der Fackelzug der Studenten die Reihe, am nächsten Tag folgte die eigentliche Stiftungsfeier im Lichthof der Universität, und daran schliessend pilgerten die 280 geladenen Gäste zum festlichen Bankett ins Kongresshaus.

Der Fackelzug als Dank der Studenten an das Zürcher Volk und die Regierung von Zürich war für die Zuschauer – und diesen ist er ja auch zum grossen Teil gewidmet – geprägt durch die Buntheit der ihrem Namen alle Ehre machenden farbentragenden Studenten und durch die Masse der Mitspazierenden. 1000 Fackeln wurden verkauft! Allen, die mitmachten, sei herzlich gedankt, ob sie nun dabei waren, um gratis zu einer Wurst und zu einem Bier zu kommen oder um anderer Gründe willen. Es soll uns ja nicht ironisch stimmen, wenn der Regierungsrat der Stadt Zürich in verdankenswerter Weise mit seinen Spenden an Essen und Trinken einen kleinen Einfluss auf die Zahl der Fackelträger gehabt hat, die dann sinnigsmässig wiederum ihm dankten, für alles, was er unserer Alma mater turicensis im letzten Jahr zum Guten getan hat, unter anderem für diese Spende. Die Rede, mit wel-

cher der Präsident der Studentenschaft, Michael Bühler, den Fackelzug auf dem Lindenhof begrüsst, findet der geneigte Leser untermehdend in vollem Wortlaut. Und ein paar Worte aus den zwei humorvollen Reden (die eine gehalten auf dem Lindenhof, die andere im Kongresshaus) des neuen Rektors Herrn Professor Dr. Eduard Schweizer, die er uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat und mit welchen er sich gerade ein wenig vorstellen möchte, sind auf der ersten Seite dieser Nummer zu lesen.

Nach den Reden und dem traditionellen »Gaudemus igitur« fanden sich dann auf dem Lindenhof die verschiedenen farbigen oder zivilen Studenten gruppenweise zum unterhaltenden Teil, nachdem das ebenso traditionelle Gedränge an den Wurst- und Bierständen glücklich überstanden war. Leider begann es noch zu vorgerückter Stunde zu regnen, so dass das fröhliche Zusammensein bald ein Ende hatte, und dies, obwohl, wie schon der Herr Rektor festgestellt hatte, endlich einmal genügend Sitzplätze für alle Anwesenden vorhanden gewesen wären.

Am Mittwoch um 10 Uhr fand die 131. Stiftungsfeier der Universität Zürich dann im feierlichen Rahmen des Lichthofes statt. Nach dem

Marsch aus »Herakles«, gespielt vom Akademischen Orchester unter der Leitung von Herrn Musikdirektor Ernst Hess (der auch die zwei noch folgenden musikalischen Darbietungen leitete), folgte die Festrede des Rektors über das Thema »Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes« (Oetinger). In ihrem Mittelpunkt stand das Verhältnis des Menschen zu seiner eigenen Leiblichkeit. Dieses Verhältnis wurde dargelegt, wie es in der griechischen Antike, im Israel des Alten Testaments und in der christlichen Gemeinde des Neuen Testaments verstanden wurde. Die auch für den Laien interessante und verständliche wissenschaftliche Ausführung fand in langanhaltendem Beifall grosse Anerkennung. (Die Rede ist abgedruckt im Jahresbericht 1963/64 der Universität Zürich.) Nach einem Vortrag des Studentengesangsvereins (»Integer vitae«, Horaz, von Friedrich Ferdinand Flemming) erstattete Herr Alt-Rektor Professor Dr. Ernst Hadorn Bericht über das vergangene Jahr. Von seinen Ausführungen wird später noch die Rede sein. Es folgten die Verkündung der Preisaufgaben, ein weiterer Gesang (Aufmunterung zur Freude, Mahlmann, von Franz Anton Hoffmeister) und schliesslich die Promovierung eines

ständigen Ehrengastes und dreier Ehrendoktoren der Universität sowie die Dankrede einer dieser Ehrendoktoren. Der allgemeine Gesang »Gaudemus igitur« schloss die Feier.

Ein statliches Aufgebot von Köchen (die man nicht sah) und Serviertöchtern (die in ihrem Ausschäumen einem moderneren Ballet glichen) machte dann das folgende Bankett im Kongresshaus zu einer eigenen grossartigen Festlichkeit. Die traditionellerweise humorvollen Ansprachen der Rektoren beider Hochschulen Zürichs zwischen Dessert und Kaffee erlabten andererseits auch den Geist der vielen Ehrengäste (der neue Rektor der Universität hatte volle 12 Minuten, um nur die wichtigsten davon namentlich willkommen zu heissen). Während der Hauptharst der Gäste sich dann anfangs Nachmittag endgültig von den Feierlichkeiten des 131. Dies Academicus verabschiedete, liessen es sich die Vertreter der Studenten und Studentenschaften sowie -kommissionen nicht nehmen, mit dem in dieser Hinsicht altbewährten und freundlichen Stadtpräsidenten von Zürich noch bis tief in den Nachmittag hinein den vorzüglichen Wein aus den Staatskellereien zu geniessen und dem Stapi ihre studentischen Sorgen zu erzählen.

...und Raumprobleme der Universität

Die Rede des Erziehungsdirektors Dr. W. König im Kongresshaus sowie der Jahresbericht 1963/64 der Universität, erstattet von Alt-Rektor Professor Dr. E. Hadorn, sollen nun aber Anlass sein zu etwas ernsterer Dies-Berichterstattung. Sie gestatten nämlich – wenigstens zu einem Teil – eine Standortbestimmung in der Hochschulsituation Zürichs. Zuerst einige Zitate aus dem Jahresbericht:

Die ausserordentlich starke Zunahme der Studentenzahl führte zu einer empfindlichen Verschärfung der Raumnot. Dabei muss hervorgehoben werden, dass der Zustrom an Neuimmatrikulierten zur Hauptsache aus dem schweizerischen Einzugsgebiet der Universität Zürich erfolgt ist. Die sehr zahlreichen Immatrikulationsgesuche ausländischer Bewerber wurden, soweit es sich um Kandidaten der Medizinischen und der Philosophischen Fakultät II handelte, einem rigorosen Numerus clausus unterworfen. Soll die Universität weiterhin ihrer internationalen Verpflichtung nachkommen und auf weltweite Ausstrahlung hinwirken wollen, darf die Ausländerquote keinesfalls noch weiter eingeschränkt werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass andererseits auch unsere eigenen Studenten auf das Entgegenkommen der besten Hochschulen des Auslands angewiesen sind.

Trotz der erwähnten einschränkenden Massnahmen kann unter den heutigen Verhältnissen bei weitem nicht mehr allen Immatrikulierten ein normales Studium garantiert werden. Die Wartelisten für Laborplätze haben ein untragbares Ausmass angenommen, zudem müssen zahlreiche Vorlesungen und Übungen in höchst überfüllten Hörsälen durchgeführt werden. Die Raumnot wirkt sich überdies auch sehr nachteilig auf alle hängigen und kommenden Berufungsverhandlungen aus, und sie hat bereits dazu geführt, dass ausgezeichnete Dozenten die Universität Zürich verlassen haben.

Nach wie vor unzureichend sind die Unterkunft- und Verpflegungsmöglichkeiten für die Studierenden, was sich vor allem für die sozial schwächer gestellten Kommilitonen ungünstig auswirkt.

Rektorat und Senatsausschuss fühlen sich verpflichtet, eindringlich auf den gegenwärtigen Notstand an der Universität hinzuweisen. Da sich die Studentenzahl in den kommenden Semestern noch weiter vermehren wird, müssen rasch zu realisierende Provisorien verfügbar werden. Gleichzeitig wird auch die Zuteilung des Baugrundes auf dem Strickhofareal, das der

Höhe Regierungsrat für den definitiven Ausbau vorgesehen hat, zu einer unaufschiebbaren Notwendigkeit.

Später folgt im Jahresbericht eine Uebersicht über die Zahl der Studierenden. Die Zahlen:

SS 1962	3994
WS 1962/63	4406
SS 1963	4598
WS 1963/64	5064

Dazu steht im Jahresbericht:

Die Gesamtzahl der Studierenden ist wiederum, und zwar wesentlich stärker als in den Vorjahren, angestiegen und hat im Wintersemester 1963/64 erstmals deutlich die Grenze von 5000 Studierenden überschritten. In der kurzen Zeitspanne von fünf Jahren (im Sommersemester 1958 betrug die Anzahl der Immatrikulierten 2481) hat sich somit die Studentenzahl mehr als verdoppelt. Im gleichen Zeitraum ist der Anteil der ausländischen Studierenden infolge der Zulassungsbeschränkungen an der Medizinischen und der Philosophischen Fakultät II von 19,1 Prozent auf 17,5 Prozent zurückgegangen.

Auf Grund einiger Untersuchungen hat der Vorstand des VSETH im letzten Semester bewiesen, dass die Kapazität der Stadt Zürich in bezug auf Platz in den Hochschulen und verfügbarem Wohnraum bei 10 000 Studenten liegt. Heute hat sowohl die Uni wie die ETH mehr als 5000 Immatrikulierte!

Herr Alt-Rektor Prof. Dr. Hadorn hatte ebenfalls ungefähr die oben angeführten Stellen aus dem Jahresbericht an der Feier im Lichthof vorgelesen, und damit waren nun die Raumprobleme der Universität allen Anwesenden deutlich und unmissverständlich gezeigt worden. Es warteten deshalb nun alle gespannt auf die Ausführungen des Herrn Erziehungsdirektors Dr. König im Kongresshaus. Zusammengefasst lauteten diese ungefähr so:

Vom Regierungsrat aus wird nun (was unterdessen passiert ist, und was durch den – nach langjähriger Diskussion – gefassten Entschluss, das Strickhofareal der Universität zu Verfügung zu stellen, möglich geworden ist) vom Kantonsrat ein Kredit von 450 000 Fr. verlangt zur Durchführung eines Ideenwettbewerbes für die Ueberbauung des Strickhofareals mit Gebäuden der Universität.

Nach einer inzwischen erschienenen UP-Meldung im Tages-Anzeiger zitiert, lauten die Vorschläge für den Ideenwettbewerb so:

Die heute vorliegenden Resultate der Planungskommission lassen sich in folgenden Vorschlägen zusammenfassen:

- Verlegung von Instituten der Medizinischen und der Philosophischen Fakultät II in Neubauten auf dem Strickhofareal ausserhalb des Hochschulviertels;
- Verlegung des Botanischen Gartens und des Institutes für Systematische Botanik und Allgemeine Botanik auf ein Areal an der Zollikerstrasse;
- Erstellung von Gebäuden für die Geisteswissenschaften im Hochschulquartier. Vorgesehen ist ein neues Hörsaalgebäude, ein Neubau für die Archäologische Sammlung und das Kunstgeschichtliche Seminar und ein neues Kollegiengebäude.

Die Planungskommission hat in Uebereinstimmung mit dem Regierungsrat eine Studentenzahl von 8000 bis 10 000 als obere Grenze angenommen, die in Zürich nicht eine Grossuniversität nach ausländischen Muster entstehen soll.

Die lange Diskussion um das Strickhofareal war dadurch notwendig gewesen, weil zuerst für die momentan dort stationierte Landwirtschaftliche Schule ein neuer Platz gesucht werden musste. Dieser ist unterdessen im Katzenseegebiet gefunden worden.

Weiterhin geht parallel zu dieser Strickhof-Planung eine Planung zum Neubau von zwei Mittelschulen: Das Zürcher Volk soll gleichzeitig um die Zustimmung für den Strickhof-Plan und um die Zustimmung für ein 73-Millionen-Projekt einer Kantonschule auf dem Rämibühl ersucht werden. Etwas später wird ein Kantons-schulneubau in Oerlikon geplant. Dadurch wird sich die Universität in der Lage sehen, in den Gebäuden der Kantonschulen Schanzenberg und Belmont provisorische Räume zu erhalten und später auf diesen Plätzen Neubauten zu erstellen.

Wie lange es gehen wird, bis diese Provisorien für Universitätsw Zwecke bereit sein werden, und welches der Zweck dieser Provisorien sein wird, wenn beinahe zur gleichen Zeit auf dem Strickhof gebaut wird: eine solche Information ist nicht durchgedrungen.

Auch die bange Frage an dieselbige Nährmutter, wohin sie denn gehe, d. h.: Hochschule wohin?, würde sich hier sicher trefflich formulieren lassen.

Eher klassisch verschämt und vorsichtiger ausgedrückt könnte man auch fragen: Steht Athena noch im Giebelfeld des Parthenon? Doch soll der Narr in seiner Freiheit nicht erst fordern, was der Weise schon verlangt hat, er könnte um seine Narrenkappe kommen, und mit der Unverschämtheit wäre es aus.

Allein, was nützt die Narrenfreiheit, und was soll der Narr, wo es am Hofstaat fehlt und an der Regierung, die ihm ihr Ohr leiht. Gesteihen wir es uns ein, den Narren, der in einer Dummheit die Wahrheit sagt, kann man bei uns nicht mehr brauchen.

So müssten wir denn die Brandrede mit ihren närrischen Wünschen begraben, und der Rest wäre Schweigen, bliebe nicht doch eine Forderung, die ob ihrer Seltenheit beinahe als inexistenz zu betrachten ist und demzufolge reine Narretei sein muss.

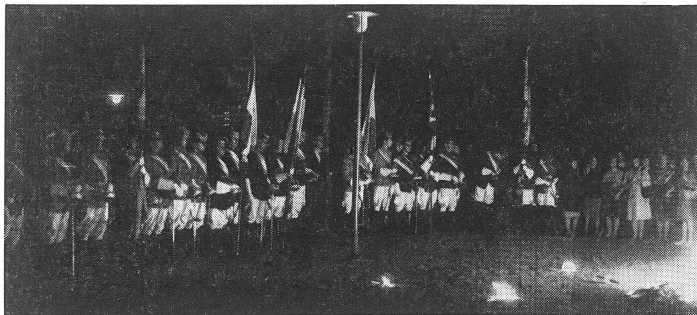
Welche Studenten wagten es wohl heute noch, zu vorgerückter Stunde einem Wirt auf der Platte in allen Ehren eine WC-Türe abzukaufen, eine Quittung zu verlangen, die WC-Türe zu schultern und in mitternächtlicher Stunde stadteinwärts fürbass zu ziehen, wie es vor einigen Jahrzehnten geschah. Der kleine Trupp mit seiner ominösen Tür wurde von einer Polizeipatrouille nach der andern angehalten, verhört und auf den Posten geschleppt, wo sich die Studenten nach langem Hin und Her anhand der Quittung als rechtmässige Besitzer der WC-Türe auswiesen, sodass sie sich weder in Trab setzen konnten, um als-

bald von der nächsten Patrouille verhaftet zu werden. Mit Entsetzen werden die Rechtgläubigen wie auch die Fortschrittlichen nun annehmen, ich wolle einem hoffnungslos veralteten, zügellosen Studententreiben das Wort reden, wie es heutzutage glücklicherweise kaum mehr vorkomme. Allein ich rede weder pro domo, da ich nicht einmal Farben trage, noch bin ich mir nicht im Klaren über die verhängnisvolle Rolle des Studententreibens und dessen Exzesse in vergangenen Zeiten.

Halten wir aber fest: der heutige, der moderne Student kommt nicht mehr gleichsam ex officio mit den Hütern der bestehenden Gesellschaftsordnung in Konflikt, vermutlich nicht häufiger als jeder andere normale Bürger. Nüchternes Streifzüge von Burschenschaften, denen lautstarkes Gekrüll vorausgeht und eine stinkende Bierfahne nachzieht, gehören bald zu den Rarissima des Stadtlebens. Der Student hat sich eingegliedert in die wohlstandstüchtige Wohlstandsgesellschaft, ohne mehr dem Ehrgeiz eines Ausbruchs zu huldigen. Er arbeitet auch, wie es sich gehört, tagtäglich, hie und da im Rahmen der Duldungsziffer für Ueberlastung, er trennt Arbeitszeit und Freizeit; karst, er ist zum nützlichen Glied der Gesellschaft geworden und hat demgemäss auch an Achtung gewonnen.

Dazu kommt, dass er es sich erlauben kann, in allen Ehren zu heiraten und einen Hausstand zu führen, sodass das Weib aus seinem Gesang verschwunden ist, denn wozu besingen, was in concreto vorhanden? Einmal mehr eine Verschärfung ideeller Werte.

Fortsetzung Seite 11



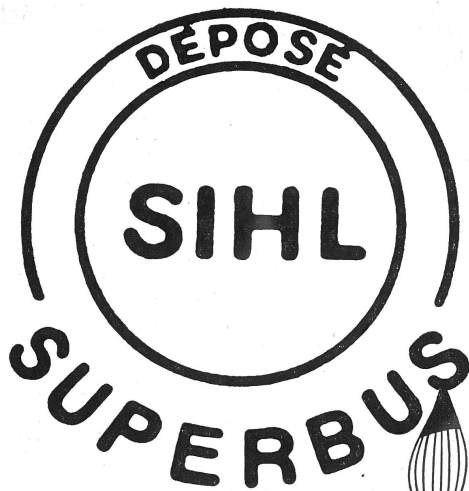
Brandrede, gehalten am Vorabend des Dies academicus 1964

Hochverehrter Herr Erziehungsdirektor, Hochverehrter Herr Rektor, Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, Werte Zuhörerinnen und Zuhörer,

Es sei hier der Ort, so meinten wohlwollende Kommilitonen, in ungeschminkten Worten unverblümt zu sagen, woran es der Hochschule und dem Studenten heutzutage gebreche; man dürfe kein Blatt vor den Mund nehmen und solle sich

nicht scheuen, auch recht unverschämt zu fordern, denn dazu sei die Brandrede da, einmal eine uneingeschränkte Narrenfreiheit zu geniessen.

So könnte man beispielsweise fordern und drohen, die Milchkuhe vom Strickhof seien raschestens von ihrem Grünplätz mitten in der City zu entfernen, ansonsten wir die Milch der Weisheit unserer Alma mater durch Trinkstreiks zum Versiegen brächten.



Dies ist die geschützte Fabrikmarke für einen schweizerischen Zeichenkarton von gleichbleibender Spitzenqualität. Er ist geschmeidig, sehr widerstandsfähig und hat eine hohe Grundweisse; er zeichnet sich zudem durch eine bisher unerreichte Lichtbeständigkeit und optimale Radierfähigkeit aus.

SUPERBUS Zeichenkarton eignet sich je nach Oberfläche für die verschiedensten Techniken: die Sorten rau und extra rau I und II besonders für Aquarell- und Ölmalerei, die Sorten satiniert und matt für technische Zeichnungen.



SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/23735

BUCHBINDEREI

Emil Stamm

Zürich 6
Clausiusstrasse 4
Tel. (051) 47 34 49

Sämtliche
Buchbinderarbeiten
Plastheftung
zum Selbstauswechseln



ESCHER WYSS



Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



Im Studheim und Clausiusstr. 35

SAB

Dein Einkauf Dein Preis
Dein Laden

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telephon 47 64 59
A. Rüdli

Zürich Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität ETH
Handelsschule Arztgehilfenschule

6 Menus gratis ...

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte.
(Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
Tellerservice ab Fr. 2.20



Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant
am Hirschenplatz
in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
Treffpunkt der Wähen-Liebhaber
(eigene Konditorei)

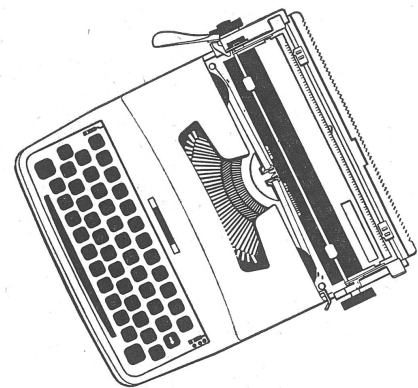
Verlangen Sie ausdrücklich unser seit
35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod



Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4



Fr. 338.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

Zürich 3 Steinstrasse 21

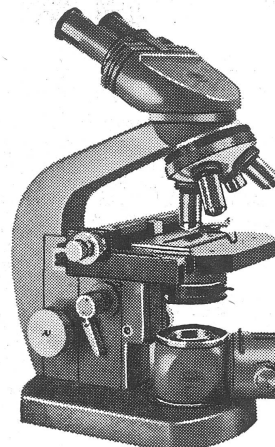
Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur		Arithmetik u. Algebra	DM 5.00
Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Differentialrechnung	DM 11.50
Von Proportionen bis zur		Integralrechnung	DM 5.80
Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialgleichung	DM 4.30
Vom Punkt		Statik starrer Körper	DM 11.50
bis zum Kreis	DM 6.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
Von Koordinaten bis zu		Dynamik	
Funktionsgleichungen	DM 8.50	des Massenpunktes	DM 6.00
Gleichungen der		Dynamik	
Geraden	DM 6.50	des Massenkörpers	DM 4.00
Gleichungen von Kreis, Ellipse		Einführung in die	
Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Vektorenrechnung	DM 2.50

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. - 61 Darmstadt-Eberstadt

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope
seit 1919

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50
(Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Rauschgiftsüchtige Studenten an englischen Universitäten

Wie aus einem im Magazin »Isis« der Universität Oxford erschienenen Bericht hervorgeht, sollen zahlreiche Studenten an englischen Universitäten dem Rauschgift verfallen sein.

Wir entnehmen dem am 18. Februar im genannten Magazin von vier anonymen Studenten geschriebenen Bericht folgende Einzelheiten:

Ein Dutzend Studenten sollen täglich Marihuana rauchen. Weitere 500 Studenten sollen Rauschgift so oft zu sich nehmen, wie sie es bekommen können. Marihuana werde gewöhnlich auf Teaparties, in den Wohnungen der Studenten, auf der Strasse, in Autos und gelegentlich auch in Kinos geraucht. Opium, Haschisch und

Heroin seien unter den Studenten in Oxford weniger, umso mehr aber unter den Studenten in London anzutreffen. Die meisten Rauschgifte seien verhältnismässig leicht zu bekommen. Es wird angenommen, dass einige »Hausierer« am Werk sind. In Cambridge wurde im Koffer eines Studenten ein Berg von Rauschgiften entdeckt. Er kaufte regelmässig 5 Pfund zum Preis von 60 bis 240 sFr. und verkaufte sie an Studenten zwischen 1800 und 3600 sFr. Der Kauf und Verkauf soll sich unter den Studenten aber meist auf »Amateurbasis« abwickeln. Viele von ihnen, so heisst es im Bericht, schmuggelten auf ihren Ferienreisen grosse Mengen Hanf aus

Eugen Jao

Ein neues Theater in Zürich

Der »Zürcher Student« hat verschiedentlich auf die Aufführungen des »Studios« im Keller an der Spiegelgasse 22 hingewiesen; das Interesse der Studenten an diesem Avantgarde-Theater war denn auch immer sehr reger.

Wir möchten deshalb nicht verfehlen, Sie darüber zu orientieren, dass nach der Schliessung des Kellers an der Spiegelgasse (baupolizeiliche Vorschriften, die äusserst kostspielige Umbauten erfordert hätten, zwangen dazu) ein anderes geeignetes Lokal gefunden werden konnte in der Villa Tobler an der Winkelwiese 4. Das »Theater

im Keller an der Winkelwiese«, wie es sich fortan nennen wird, soll Anfang Juni eröffnet werden mit dem Dreipersonenstück »Der Hausmeister« von Harold Pinter (engl. Titel: The Caretaker). Damit werden sich in der Villa Tobler gleich zwei Kleinbühnen eingerichtet haben: das Kellertheater unter der Leitung von Maria von Hedy-Maria Wettstein. – Im Theater im Keller an der Winkelwiese soll die bisherige Linie des »Studios« weiterverfolgt werden, nämlich modernes Theater zu spielen mit einem Minimum an Ausstattung, mit möglicher Konzentration auf die Sprache und die mimische Gestaltung. Mit Pinters erfolgreichem Stück »Der Hausmeister« (es ist bereits verfilmt worden) wird nach den Franzosen Ionesco und Genet, dem Irländer-Franzosen Beckett und dem Amerikaner Albee einer der bekanntesten Vertreter des englischen Avantgarde-Theaters vorgestellt. Pinters Stücke sind dem realistischen Theater näher als die der Franzosen, daher wohl auch leichter zugänglich. Nach dem ausserordentlichen Erfolg der Aufführung von Albees »Zoogeschichte« im Keller an der Spiegelgasse darf damit gerechnet werden, dass der »Hausmeister« beim Publikum ebenso Anklang finden wird, zumal das Theater im Keller an der Winkelwiese leichter zugänglich sein wird. (Der Raum ist – obwohl er Kellercharakter hat – beinahe zu ebener Erde zugänglich.)

Es würde uns freuen, wenn der »Zürcher Student« schon vor der Premiere auf das neue Theater aufmerksam machen könnte (»neu« eigentlich nur auf den Ort zu beziehen).

Kein Aerger mehr mit Schallplattenkratzern!

Es ist unter Freunden durchaus üblich, dass man sich Schallplatten gegenseitig ausleiht, denn welches Studentenportemonaie vermöchte sämtliche Kostbarkeiten der Schallplattenindustrie zu berappen? Wohl die wenigsten! Ich bin aber mit der Ausleihe von eigenen Platten sehr zurückhaltend geworden, seit schon einige kratzt zu mir zurückgekommen sind. Ich überlasse heute das Aergern wegen Kratzern Jürg Grand. Jürg Grand hat an der »Auf der Mauer 9« beim Central, unterhalb des Poly, eine Diskothek eröffnet, und wer einigermaßen Musikfreund ist, kann nur bewundernd von dieser neuen Institution sprechen: Rund 3000 vor allem klassische Platten warten auf ihre Liebhaber, auch Jazz und Chansons sind zu finden. Von Beethoven bis Weill, von Schönberg, Tschaikowsky bis Stravinsky ist alles vorhanden, und wer Zeit und Musse hätte, der könnte sich z. B. an rund 125 Titeln von J. S. Bach erfreuen. Gegen eine einmalige Einschreibgebühr von 10 Franken kommt man als Student in den Genuss dieser einmaligen Einrichtung. Für die bescheidene Ausleihgebühr von 1.50 Fr. pro 30-Zentimeter-Platte und Woche kann man musikalische Leckerbissen nach Hause tragen.

Jürg Grand ist selber ein grosser Musikliebhaber, und die Diskothek war ursprünglich seine eigene Schallplattensammlung, die er nun, erweitert, Beispielen ausländischer Diskotheken folgend, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Ein paar Stühle, eine erstklassige Stereoanlage, einige Regale mit den fast 3000 Platten und ein zuvorkommender Hausmeister – so entstand die erste Diskothek Zürichs.

Veshalb nicht Schallplatten statt Bücher ausleihen und zusammen mit anderen Musikfreunden die Schallplattensammlung weiter ausbauen? So überlegte sich Jürg Grand. Das Risiko ist gross, doch sind bis heute immerhin schon



200, meist junge Leute Mitglieder der Diskothek. So ist zu hoffen, dass die Diskothek, dieser sympathische Schallplattenausleihdienst, weiterhin stets von 11.00-18.30 Uhr geöffnet ist, samstags von 9.00-17.00 Uhr, am Montag auch in Zukunft geschlossen bleibt und dass nicht plötzlich statt dem Schild »Diskothek« ein börsartig leuchtendes »Liquidation« das Ende der guten Sache anzeigt.

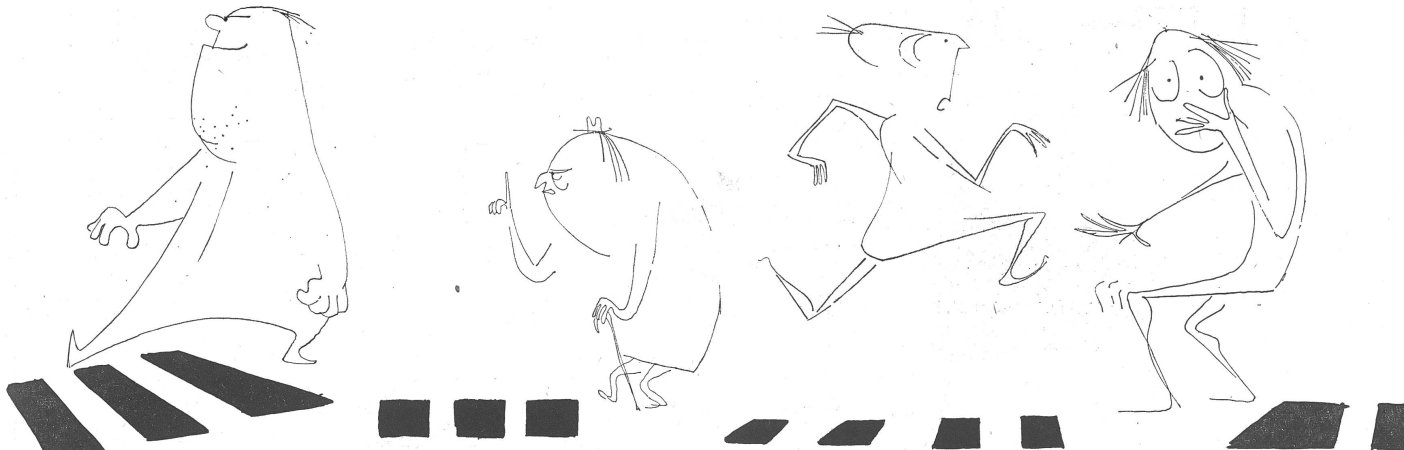
Rolf Guggenbühl

PLAUSCH

Der Eid

Einst warst Du saftig, jung und reizend
von Gestalt,
Da schwor ich, Phryne, Dich zu lieben!
Jetzt bist Du hässlich, dürr und alt,
war es nicht Mein Eid, Dich noch fort zu lieben?

(aus: Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen für Damen von W. G. Becker für 1796, mit Churfürst Saechs. Privilegio bei Voss und comp. Leipzig)



Fortsetzung der Brandrede

Mit dem Studenten alten Gepräges hat der heutige Student also herzlich wenig mehr gemeinsam ausser dem Namen, und selbst der wurde offiziell ersetzt durch »Studierende« horribile dictu.

Wir könnten nun das Lied vom braven Mann anstimmen, der der alte, verlederte und verlorene Student in unsern Zeiten wurde, der alte Student, der mehr dem fahrenden Gesindel und den Zigeunern gleich als einem richtigen Menschen.

Doch schiene mir dies etwas zu voreilig. Müssen wir uns doch erst einmal fragen, was diesen Exzessen zugrundeliegt, was den Studenten dem Vaganten gleichstellt und ihn zum Polizistenfeind ex officio machte. Irgend eine ideale Form muss hinter diesem Studententum gestanden haben, die dann in ihren Degenerationerscheinungen zu dem hässlichen Studententreiben führen konnte.

Einer der wichtigsten Punkte dieser »Idee des Studentens«, wenn ich so sagen darf, war die Befreiung von gesellschaftlichen Bindungen, das Sichloslösen aus dem Familienverband, der Abschied von der vertrauten Stadt, um in immer neuer Umgebung in mannigfaltigsten Situationen eine höhere Umschau zu gewinnen, um einige Jahre ungestört von gesellschaftlichem Zwang ein forschendes Leben führen zu können, nicht nur in Hinwendung zum eigenen Wissensgebiet, sondern zu den mannigfaltigsten Erschei-

nungsformen menschlichen Daseins. Die exzessiven Folgen dieser gesellschaftlichen Ungebundenheit waren dann eben die Konflikte mit den Hütern dieser Gesellschaftsordnung und ein Revolverzorn.

Obwohl Seneca versichert: »caelum, non animus mutant, qui trans mare currunt«, so führte doch die Reise in die Fremde am ehesten zu dieser auch heute noch für jede geistige Betätigung notwendigen Ungebundenheit und zur geistigen Erweiterung der Sinnesart. So wurde der Student zum fahrenden Scholar oder eben zum Vaganten. Man wurde nicht ein, auch der heutige Student reise und halte sich einige Semester in der Fremde auf. Wo findet man im Zeitalter des Massentourismus und der Nivellierung nationaler und volkstümlicher Unterschiede noch Mannigfaltigkeit und Ungebundenheit?

Ins Charakterbild des Studenten gehörte ferner ein gewisser Müsiggang, der allein schon genügte, den Studenten als suspektes Element erscheinen zu lassen. Doch ist es mit der Gelstesarbeit eigen bestellt: sie folgt nicht dem 8-Stunden-Tag lässt sich nur bis zu einem gewissen Grad in Arbeitspläne zwingen. Im Wissen darum nannte der Grieche deshalb den Ort geistiger Betätigung $\eta\sigma\chi\omicron\lambda\eta$, Ort des Müsiggangs. Fand nicht Archimedes seine bedeutendste Entdeckung im Bade, und entdeckte Newton nicht fallend unter einem Baume liegend die Gravitation?

»Einsamkeit und Freiheit«, damit umschrieb Wilhelm von Humboldt die Wesensmerkmale der Universität und eines echten Studententums. Einsamkeit nicht im Sinne eines Eremitendaseins, sondern als Trennung von der vertrauten Umgebung, von der Familie, von Volk und Land, Freiheit im Sinne einer Ungebundenheit allerwegen, einzig der Suche nach der Wahrheit verpflichtet. Es soll das Vorrecht des Studenten sein, möglichst viel Welt an sich zu reissen und in sein Inneres aufzunehmen, denn nur so könne er nach seiner erneuten Eingliederung in die Gesellschaft zum selbsttätigen, verantwortungsbewussten Menschen werden, der seine Entscheidungen aus sich selbst heraus fällt und nicht aufgrund gesellschaftlicher Normen, »weil es so Brauch ist«.

Wie weit ist nun der Studierende von diesem Studenten entfernt! Er wird immer stärker gleichsam in die Gesellschaft eingebunden, sein Forschen und Lernen ist weitgehend auf dem Umweg über immer strenger werdende Lehrpläne von Wirtschaft und Industrie gelenkt. Mit der Arbeitsgebundenheit verliert er die Eernfreiheit und die Möglichkeit fruchtbaren Müsiggangs und innerer Besinnung. Durch das Leben in der Familie verliert er die materielle, soziale und gesellschaftliche Ungebundenheit, sodass es ihm verunmöglicht wird, ebendiese gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bindungen und Forderungen einer sichten Prüfung auf ihren Wert hin zu unterziehen.

Man wird nun achselzuckend fragen: Was haben diese Erörterungen für einen Sinn? Die wirtschaftliche und technische Entwicklung geht nun einmal diesen Weg und hat ihre bestimmten Bedürfnisse.

Nun gut: will man Medizinalingenieure statt Aerzte, so begraben wir die freie Entfaltung der Persönlichkeit; will man Bildungsverkäufer statt Mittelschullehrern, so begraben wir das freie Forschen auf den vielfältigen Wegen der Menschheit; will man ein geistiges Warenhaus mit Tempelfassade statt der Universität, so begraben wir die Freiheit der Forschung und Lehre und des Lernens; ist der Mensch nicht um des Menschen willen da, sondern um der Wirtschaft oder der Technik oder des Staates willen, so verzichten wir auf die Suche nach der Wahrheit.

Verlangen wir aber vom Arzt ebensoviel Gewissen wie Fachwissen, vom Lehrer ebensoviel erzieherische Liebe wie Geschichts- oder Literaturkenntnisse, vom Naturwissenschaftler ebensoviel Verantwortungsbewusstsein wie Fachkönnen, dann muss der Studierende Student bleiben oder es wieder werden, ein Student, der in freier geistiger Betätigung, in Ungebundenheit und fruchtbarem Müsiggang einem hohen Menschenbild entgegenstrebt.

Fordern wir also diesen Studenten, von uns selbst wie von der Gesellschaft, auch wenn die Forderung unverschämte und lächerlich ist.

Michael Böhrer



Der nächste Herr, bitte!

Gegenwärtig sieht es so aus, als ob wir mit der einen Hand Konjunkturdämpfung betrieben, während die andere weiterhin mit dem Blasbalg kräftig das Feuer der wirtschaftlichen Ueberhitzung anfacht. Erinnern wir uns an die Tatsachen:

Zu gleicher Zeit, als im Bundeshaus das Dämpfungsprogramm Gestalt annahm, wurde die 6. AHV-Revision vorbereitet, mit einer Rentenerhöhung, welche die jährlichen Auszahlungen um 700 Millionen Franken steigert.

Das sind 700 Millionen zusätzliche Kaufkraft, die zwar den Alten wohl zu gönnen ist, die aber die fatale Nebenfolge haben, die **Inflation und damit die Teuerung** anzutreiben. Hätte man die Prämien gleichzeitig erhöht, wäre diese unerwünschte Nebenwirkung ganz oder teilweise unterblieben. Die Prämienhöhung war aus »politischen« Gründen nicht möglich. Es hängt dies nicht zuletzt damit zusammen, dass die ganze Konstruktion der AHV revisionsbedürftig ist.

Zu gleicher Zeit, wie man über die zwei bekannten dringlichen Konjunkturdämpfungs-Beschlüsse in der Bundesversammlung beriet, wurde eine Reallohnverbesserung für das Bundespersonal von durchschnittlich 6 Prozent beschlossen, neben den unbestrittenen Teuerungszulagen. Die Reallohnverbesserung für die drei Jahre 1962 bis 1964 steigt damit auf 17 Prozent. Auch hier geht es nicht um die Frage, ob

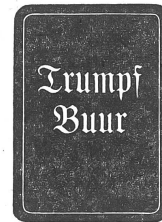
man dem Bundespersonal diese Verbesserung »gönne« oder nicht, sondern um den einfachen Tatbestand, dass mit solchen massiven Lohnerhöhungen die **Teuerungsspirale weiter angekurbelt** wird.

Am Ostersonntag erfuh man dann, dass der Milchpreis um 4 Rappen erhöht sei: 3 Rappen für die Bauern, 1 Rappen für den Handel. Für diese Erhöhung werden natürlich eine Reihe guter Gründe ins Feld geführt: vor allem entspricht sie den Vorschriften des Landwirtschaftsgesetzes. Hand aufs Herz! Haben wir es je schon einmal erlebt, dass Lohn- und Preiserhöhungen nicht von seiten der Fordernden mit guten Gründen, mit Statistiken und mit imponierendem »Beweismaterial« untermauert worden wären? Der Direktor des Bauernverbandes rechnet den Beamten vor, dass der bäuerliche Paritätslohnanspruch auf einem Arbeitstag beruhe, der wesentlich länger sei als derjenige der Bundesbediensteten. Darauf ant-

wortet die Gewerkschaftskorrespondenz, wenn einer seinen Arbeitstag in einer lärmigen Fabrikhalle oder auf dem Führerstand einer Lokomotive oder bei nächtlicher Rangierarbeit verbringen müsse, sei für ihn der bäuerliche Arbeitstag bald eitel Sonnenschein. Wie man sieht, geben solche Vergleiche beiden recht und beiden unrecht. Sie bestätigen die Feststellung eines Politikers, welche lautet, die Konjunkturpolitik sei »die Kunst, ein heisses Eisen mit fremden Händen anzufassen«.

Deshalb sind solche Argumente für die grosse, vordringliche Aufgabe der Teuerungsbekämpfung einfach **unbrauchbar**. Die Einsicht muss sich durchsetzen, dass Einkommensverbesserungen, die schon in der nächsten Runde durch die Teuerung aufgefressen werden, erstens den Begünstigten nichts nützen und zweitens dem Volksganzen schaden. Sie verschlechtern die wirtschaftliche Gesamtsituation und entwerten Sparkapital, Altersvorsorge, Pensionen und Renten.

So ungern man es gewissenorts hört, so stimmt es eben doch: Jedes Nachgeben gegenüber einer einzigen Gruppe gibt den Anstoss für die nächste, mit ihren Forderungen herauszurücken und so weiter und so fort. Erst wenn die Einladung: »Der nächste Herr, bitte!« für alle sichtbar unterbleibt, haben wir Aussicht, einen wirklichen Beitrag an die Teuerungsbekämpfung zu leisten.



Aktion für freie Meinungsbildung, Zürich 32

DIE WELTWOCHEN

Abonnements-Bestellschein

(Einsenden an Weltwoche-Verlag, Talacker 41, Zürich 1)

Auf Grund dieses **Vorzugsangebotes**
(für Studenten)

abonniere ich die **Weltwoche** ab 1. Dez. 1963 für die Dauer von

- | | | | |
|--------------------------|-------------------------------|-----------|-----------|
| | | Inland | Ausland |
| ☐ | 1 Jahr zum Vorzugspreis von | Fr. 14.50 | Fr. 20.50 |
| ☐ | 2 Jahren zum Vorzugspreis von | Fr. 26.— | Fr. 37.50 |
| ☐ | Gewünschtes bitte ankreuzen | | |

Den Betrag von Fr. _____ überweise ich nach Erhalt eines
Einzahlungsscheines

Name und Adresse des Bestellers:

Die Zeitung ist zu senden an: (bitte in Blockschrift ausfüllen)

Herrn / Frau / Frl. _____

Straße _____

Ort _____

Unterschrift des Bestellers _____

Erholung - Entspannung - Belehrung



Zoo Zürich

Speziell günstige Studenten-Abonnements
Fr. 5.50
gültig bis und mit Ostern 1965

Erhältlich an der Zoo-Kasse. Der Zoo ist jeden Tag im Jahr geöffnet; im Sommer von 8 bis 18.00 Uhr.

Ein heimwehkranker Basler klagt

Der neue Präsident der VSETH stellt sich vor mit einem gelungenen Gedicht:

In Ziiri isch fir jedes ächti Basler Härz
doch mäns mol s'Liebe sehr e bitter schwäre Schmärrz.
Bekanntlich isch als schensche Erlebnis scho verby,
wenn aine us dr holde Stadt am blaue Rhy
im Zürcher Hauptbahnhof, Glais fufzäh oder meh,
dr Schnällzug: »Basel! Ohni Halt!« Ich kenne gsch.

Es wär zwor doch e weeni übertriebe z'zaage,
me miess in Ziiri täglich si Eysl beglage.
Dr Emperör Napoleon hätt bime Verglych
vo Turicum und Helena, sim neye Rych,
sch öhni Zwüfvel miess sage: »Nai bigoscht,
do isch mir d'Insel doch no viel dr besser Droscht!«

Dr See, dä sig doch grad so brüchtig wiene Meer,
wird mänsge Zürcher haupte, mir bezwyfles sehr:
Im richte Meer git's kaini Schiff, ganz bsitzerlos...
dr See wie z'Holland trogge lege, das wär gross!
Au d'Gfreerni wär e Leesig, niemerts kennt vertringe;
doch d'Hauptsach wär derno: Es wurd nimm so
schtinge!

Wie andersch isch d'rgeze z'Basel a — mim Rhy...
Jo, jo, dert mecht i allerdings vil lieber sy:
Uf Pfalz und Märplatz, uff em Seibi ain go zieh,
nai, z'Basel ume z'laufe lohnt sich immer d'Mieh!
Dr Hebel isch ganz sicher au noch Ziiri ko,
sunsch wär das Lied doch nit so freelig und so froh.

Und tringsch im Summer schnäll e Bier
am Rhywäg z'Obe,
denn kasch Grossbasels Oberot fascht nit gnueg lobe.
Am Limmetkhwäl mit allne Vogel haig me Fräid?
Motorbootslärm und Boje, d'Tierli dien ain Laid.
Es sig ne wohl bim Tauche? —
Dasch fir die kai Schlägg:
Die luege nur eb's als nit besseret mit em Drügg!

Wotsch nob-nem Kino ine Baiz fir ain go z'kippe,
so spyrst denn bald e fräche Stoss in dyne Rippe
vom dienschtebessne Källner. Wirdewohl sait är:
»Ich ha jetzt dänn Fürabig, isch das klar, min Härz?«
Und du schwigsch baff. — Mii wünderst nu,
wie öhni z'Liege
dr Gopfried Käller do sy Ruff het kenne griege.



Stoffi Ehrhardt hinter seinen zwei Telefonen

Doch ai mol schleun den d'Zürcher hellisch
über d'Schnuer,
was sich derno in d'Baize wälzt, isch iibli Fuer.
Do wird denn goffe, glärnt und greelt, es schpränggt
fascht d'Wänd;
bim Kintschlermassgehall nimmt d'Sanerei kai Aend.
Als Basler frogsch di do: »Wieso dien die do dumm?«
Es syg jetzt Fasnacht, haist's. Als Beppi lachsch
di grumm!

Die haissgeliebte ETH-Gebeylchait
isch wohlrig gar kai Architekt-Sältehait.
Doch d'Zürcher Biroschangi, wo drin umelaufe,
sin unverschäm, do kunsch vom Räge grad in Traufe.
S'Kanzleyfrailain, scho s'Gischt isch brait, sait:
»Jetzt gaat's zue!
S'isch föüf! Moorn dänn wider!« Aerger hesch
statt Ruch.

Doch s'Zürcher Träimlipersonal macht s'Mass no voll,
Was sich e sone Billeter erlaubt, isch toll:
»Aufschlüsse! Ha's scho zwämaal gsäit!«
Er griegt e Wuet.
Kunnsch hässig haim, und d'Suppe schmegett dr
gar nimm guet.
Was willsch do mache? Das und sül wär au no fuul.
Ai Glick, hän d'Basler wenigstens e guet gwetzt Muul.

Doch wo dr dini geelti Schnuure nit meh nutzt,
das ich min Zürcher Fraebund, do schtuunsch
verdutz:

Und stell e Modegschäft e läri Pünn-nuff —
»das isch unsittlich, fluecht di Club,
kasch Gift nüm druff.
Jetzt waisch, weru mir do so vyl Perrigge sehn:
Die maichte Hoor hänn d'Zürcher Fraue uff de Zehn!



Dies ist Beat Glatthaar, Redaktor des »Zürcher Studentens«, der letzte Gewinner von Adolph, dem Wanderpreis für das dümmste Votum am DC.

Und in diesem Zusammenhang ein wichtiger Nachtrag. Am vorletzten DC wurde Hans-Jörg Bischof Kamerädein Adolph zugesprochen, also dem Stifter dieses Wanderpreises. Ganz gegen die Statuten wurde dies aus unerfindlichen Gründen totgeschwiegen.

Es ist auffallend, dass bis jetzt nur Studenten-funktionäre mit dem hübschen Zwerg beehrt wurden. Ob es wohl am nächsten DC einem étudiant de base gelingen wird, ihn zu erringen?

Programm der Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen

(Eröffnungsparty: 14. Mai, 20.00 Uhr, International Students Club)

Die Leitung der Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen wird in neue Hände übergehen. Die beiden bewährten Vorsitzenden, Roland Ig als Präsident und Adolf Meier als Quästor, sind auf das Sommersemester 1964 zurückgetreten. Wir — als ihre voraussichtlichen Nachfolger — möchten ihnen an dieser Stelle noch im Namen der ganzen Studentenschaft den besten Dank für ihre unermüdete Arbeit und grosse Initiative aussprechen. Das Echo auf ihre Bemühungen war vielleicht im Vergleich zur Anzahl immatrikulierter Studenten an der Uni und am Poly oft nicht besonders gross, doch werden die Teilnehmer an den Arbeitsgruppen den Wert dieser Diskussionen, die ja in kleinerem Rahmen meist intensiver und tiefschürfender zu verlaufen pflegen als bei einem Massenandrang, sicherlich in Erinnerung behalten und zu schätzen wissen.

Als Nachfolger wurden gewählt — bei der Niederschrift dieser Zeilen allerdings erst vom Delegiertenkonvent des VSETH, die Bestätigung der Wahl durch den KStR steht noch aus — Max Lehmann und Markus Rau, beide am Poly in der Abteilung IIIA im 6. Semester. De facto haben wir aber unser Amt bereits übernommen und das Programm für das Sommersemester zusammengestellt. Wegleitend war dabei die Grundidee, dass die Arbeitsgemeinschaften die bestehenden Hochschuleinrichtungen auf doppelte Weise zu ergänzen haben. Einmal sollen die trotz der thematischen Vielfalt im Vorlesungsprogramm auftretenden Lücken geschlossen werden. Aktuelle Themen, die uns Studenten beschäftigen, die aber aus dem einen oder andern Grund keinen Zugang zu unseren Auditoren fanden, werden bei uns in kleinem interessierten Kreise zusammen mit Fachleuten am runden Tisch erörtert. Dazu gesellt sich aber noch ein weiteres wichtiges Anliegen: Innerhalb der Diskussionsgruppen haben die Teilnehmer Gelegenheit, sich kennenzulernen, Kontakte mit Kommilitoninnen und Kommilitonen anderer Studienrichtungen und Länder anzuknüpfen; denn gerade ausländische Studenten haben oft Mühe, mit dem eher zurückhaltenden und steifen Schweizer ins Gespräch zu kommen, und brauchen eine lange Anlaufzeit, bis sie mit dem hiesigen Hochschulleben und den Lebensgewohnheiten der Schweizer Bekanntschaft schliessen.

Wir hoffen, dass unser Programm seiner doppelten Aufgabe gerecht werden wird, und möchten Euch im folgenden die einzelnen Themen kurz vorstellen.

Uebervölkerung

Dies ist wohl eines der brennendsten Themen der Gegenwart. Mit beängstigender Geschwindigkeit wächst die Erdbevölkerung, jeden Tag gibt es 150 000 Menschen mehr. Auch in Europa und Amerika wird in wenigen Jahrzehnten die Uebervölkerung, die in Japan und Indien bereits heute zur Tatsache geworden ist, zum bedrohlichen Hauptproblem werden. Gibt es überhaupt einen Ausweg? Wo holen wir die dringend benötigten zusätzlichen Nahrungsmittel? Welche Möglichkeiten bestehen, um die Bevölkerungsexplosion in wenigstens einigermaßen kontrollierte Bahnen zu lenken? Dies sind einige der vordergründigsten Fragen zu diesem hochaktuellen Thema.

Indien zwischen gestern und morgen

Immer wieder wird Indien als Zünglein an der Waage im Kampf zwischen West und Ost bezeichnet. Viel hören wir von diesem erwachenden Riesenstaat am Ganges, und doch kennen wir ihn schlecht. Wer hat Lust, sich einmal näher mit seinen Ursprüngen, seiner uralten Kultur, den

FILM

7 Tage im Mai

Es ist von Zeit zu Zeit Mode, das Gespenst des Rechtsextremismus an die Wand zu malen; besonders zu Zeiten temporärer Entspannung zwischen Ost und West, denen ja regelmässig wieder Phasen des intensiveren kalten Krieges zu folgen pflegen.

So will im Film »7 Tage im Mai« der Vorsitzende der Stabschefs der amerikanischen Armee den Präsidenten absetzen und die Macht übernehmen. Und zwar weil er das Land in akuter Gefahr sieht. Die Mehrheit des Volkes teilt laut Meinungsumfragen seine Ansicht, dass der Präsident mit der Abschliessung eines Abrüstungsvertrages eine grosse Dummheit begangen habe. Aber der Präsident will nicht weichen, besteht auf seiner legalen Stellung und nimmt den Kampf gegen die Generäle auf.

Wie dies geschieht, ist reichlich unwahrscheinlich, doch ist die Handlung spannend und gibt vor allem einen eindrucksvollen Einblick in die Arbeitsweise und Mentalität der Führer jener Grossmacht, der auch wir verdanken, dass wir noch unabhängig sind. Obwohl das Geschehen beläuft sich auf eine Kriminalstory, verliert es sich doch nicht in kriminalistischen Details, sondern zeigt deutlich die Problematik einer allgemeinen Abrüstung im heutigen Zeitpunkt, worüber man im übrigen tatsächlich sehr verschiedener Ansicht sein kann.

Der Präsident gewinnt schliesslich Oberhand

und legt an einer Pressekonferenz dar, weshalb in einer Demokratie die Militärs sich der vom Volk gewählten zivilen Gewalt beugen müssen, selbst wenn ihnen deren Entscheide nicht behagen sollten. Und wie es nur im Kino so schmerzlos geschehen kann: Der Präsident stimmt die Presseleute um, und die Generäle treten kampflös ab.

Die ganze Geschichte ist nicht glaubwürdig genug, so dass der Zuschauer skeptisch bleibt und das Ganze als eine rein hypothetische Möglichkeit anzieht. Dies liegt auch daran, dass der Film die Ereignisse irgendwie aus Distanz zeigt, fast wie ein Dokumentarfilm. Immerhin sieht man deutlich eine gewisse Ähnlichkeit mit der Auseinandersetzung McArthur — Truman, wie sie durch die Nachrufe auf den verstorbenen General wieder in Erinnerung gerufen wurde. Und in diesem Zusammenhang möchte ich den fast amüsanten »letzten Gedanken« der Zürcher Woche beifügen: Die theoretische Möglichkeit eines Putches schweizerischer Berufsoffiziere...

Begegnung in Manhattan

Ein schlechter Film mag noch so schlecht sein, doch hervorragende Darsteller kann er doch noch geniessbar werden. »Begegnung in Manhattan« bietet zwar eine akzeptable Story, trotzdem ist es Shirley McLaine, die ihn zu einem sehenswerten Ereignis macht. Bemerkenswert für einen amerikanischen Film ist die Art, wie das Geschehen gezeigt wird, nämlich nur mit den zwei Hauptdarstellern und in wenigen Räumen.

Die Geschichte handelt von einem Anwalt, (Robert Mitchum) der aus dem Westen nach New York kommt, weil er es satt hat, von seiner Frau und seinem Schwiegervater, der gleichzeitig sein Chef ist, abhängig zu sein. Hier findet er eine Tänzerin, die sich recht und schlecht durchschlängelt, krank ist und eine so total andere Auffassung vom Leben hat, dass der Anwalt hier eine Aufgabe sieht, sie auf den rechten Lebensweg zurückzuführen und gleichzeitig sich einiges Selbstvertrauen zurückzugewinnen. Solche Themen sind immer populär und bieten immer reichliche Möglichkeiten für eine spannende Handlung. Jedenfalls ist der Dialog gut, sehr gut und sehr amüsant. Und Shirley McLaine spielt grossartig.

Nun, schliesslich läuft es darauf hinaus, dass der Anwalt, der sich von seiner Frau doch nicht lösen kann, aber entdeckt hat, dass er auf eigenen Beinen stehen kann, zu seiner Frau zurückkehrt: »Eine Ehe kann nicht einfach durch ein Stück Papier nichtig gemacht werden, sie ist unlösbar. Als ich einmal in einer Gesellschaft einen Traum erzählte, sah ich meine Frau lächeln und merkte, dass ich ihren Traum erzählte...« Die Frau, die er zurücklässt, hat sich in der Zwischenzeit gewandelt, sie ist zu den Idealen eines bürgerlichen Lebens bekehrt und liebt den Treulosen, sei aber trotz der grossen Enttäuschung fähig, das Leben künftig zu meistern... Diese unverdaute Komponente der Tricheurementalität wirkt hier sehr abgeschmackt. Vom amerikanischen, in Filmen so gern moralisierenden Standpunkt aus mag dies eine befriedigende Lösung sein, obwohl dieser zur übrigen Handlung nicht passende Schluss nur Happyend für eine der beiden Personen ist. Und dies ist es, was amerikanische Filme oft so schwer geniessbar macht, Sentimentalität und Inkonsistenz: Wenn schon einmal ein umstrittenes Problem dargestellt wird, so wird es dann am Ende doch noch zu einem guten Ende zurechtgebogen.

Wenn man das Kino 10 Minuten vor Ende des Films verlässt, ist der Film aber ein amüsanter Genuss.

BG

Auswirkungen des Zusammenstosses zwischen indischer und westlicher Geisteswelt und nicht zuletzt mit seinen wirtschaftlichen und politischen Problemen auseinanderzusetzen? Wir hoffen vor allem auch auf die Mitwirkung der zahlreichen indischen Kommilitonen an Zürichs Hochschulen.

Wer will was und wie im Jura?

Fast täglich findet man in der schweizerischen Presse Meldungen, welche die Vorgänge im Jura betreffen. Selten wird dabei objektiv und mit Mass argumentiert, gehässige Seitenhiebe werden allenhalben verteilt, und der eigentliche Grund und das Ziel der Freiheitsbewegung des jurassischen Volkes, sofern es ein solches überhaupt gibt, bleiben im Dunkeln. Nach der Verhaftung der führenden »Köpfe« der FLJ-Banden wäre es nun an der Zeit, eine klare Stellung zu beziehen und das längst geforderte Gespräch zu beginnen. Wer hat Lust, sich um ein heisses Eisen zu tummeln und sich unter Umständen auch die Finger daran zu verbrennen?

Theater, o Theater du!

In einer Theaterstadt wie Zürich wird es auch immer Theaterprobleme geben. Es bedarf deshalb wohl kaum einer langen Anpreisung dieser Arbeitsgruppe, die Interessenten, die Probleme und die Referenten werden sich bestimmt von alleine finden und angeregte Diskussionsabende versprechen.

Politischer Abendschoppen

Auch hier erübrigt sich eine lange Einführung. Diese Arbeitsgemeinschaft hat sich längst bewährt, angehende Staatsbürger — und hoffentlich auch einige Staatsbürgerinnen — und Politiker werden sich hier erneut zu ihren Gesprächen über aktuelle Tagesprobleme zusammenfinden.

Lukullus am Lagerfeuer

Wir werden uns jeweils an milden Sommerabenden treffen, um irgendwo an einem lauschigen Plätzchen in der freien Natur Lagerfeuerromantik zu erleben. Bei solchen Gelegenheiten lernt man ja bekanntlich oft viel nettere und interessantere Leute kennen als in mehreren Semestern in der Vorlesung, und dass bei dieser Gelegenheit auch der Magen nicht zu kurz kommen wird, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden.

Um unser Programm in der vorgesehenen Form durchführen zu können, benötigen wir noch einige Diskussionsleiter. Es braucht dazu nicht mehr als eine mittelmässige Intelligenz und rasche Auffassungsgabe, also Eigenschaften, die ja bei Studenten ohnehin in grossem Ausmass vorhanden zu sein pflegen. Der zeitliche Aufwand für die Vorbereitung der vier bis fünf Diskussionsabende ist gering, vor allem im Vergleich zum praktischen Nutzen, den jeder daraus ziehen wird. Ausserdem können sich ja mehrere Interessenten zusammenschliessen und eine Diskussionsgruppe übernehmen, sodass sie ihre Arbeit noch teilen.

Traditionsgemäss werden wir uns mit allen Teilnehmern am Anfang des Semesters an der Eröffnungsparty treffen. Zwanglos werden sich dort die Diskussionsleiter und ihre Mitarbeiter zur Besprechung der administrativen Fragen finden und bereits die ersten Kontakte anknüpfen. Das genaue Datum für die Eröffnungsparty ist noch nicht festgelegt, wird aber so bald wie möglich bekanntgegeben werden.

Max Lehmann
Markus Rau

die
koch
nische

Maibowle

200 g Zucker
1 dl Wasser
Waldmeister
1½ l Weisswein

Von rasch kalt gewaschenem Waldmeister (Asperula odorata) werden die jungen Blätter abgezipft (Stile und Blüten geben keinen guten Geschmack). Sie werden mit Weisswein übergossen, und der Zucker, der in Wasser aufgelöst worden ist, wird beigefügt. Nachdem man das Ganze ca. eine Stunde stehen gelassen hat, kann man nach Belieben Orangensaft hinzufügen. Die Flüssigkeit wird passiert und kalt aufgetragen.

**Gestern, heute, morgen . . .
Hier, aujourd'hui, demain . . .
Ieri, oggi, domani . . .
Her, hoz, duman . . .**

Mag die Entdeckungsfahrt an die Gestade des Léman vorab für die Schweizer anderer Zunge und anderer Stammes zu einem anregenden und beglückenden Erlebnis werden! Dann wird die Expo 1964 mit der Landi 1939 bei aller Verschiedenheit der Konzeption und der Darstellung das eine Grosse gemeinsam haben, dass sie die Bande stärken wird, die unsere viersprachige und vielgliedrige Eidgenossenschaft zur wahren Heimat für uns alle werden lassen.

Bundesrat F. T. Wahlen

Bei unseren französischsprachigen Miteidgenossen gibt es längst nur noch ein Gesprächsthema: die Expo. — Und bei uns diesseits der viel zitierten Saane? — Gesprächsthema ist die Expo bei uns höchstens, wenn's mit dem Mesoscaph hapert, wenn's im Militärpavillon brennt oder sonst etwas »ab-verhelt«. Nein, Tagesgespräch ist die Expo hierzulande nicht. Vielleicht ist das auch gar nicht so schlimm. Viel wichtiger ist es, dass das Lausanner Erlebnis in aller Mund sein wird, wenn einmal ein jeder von uns seinen Fuss auf »Zukunfts-Schweizer-Boden« gesetzt hat.

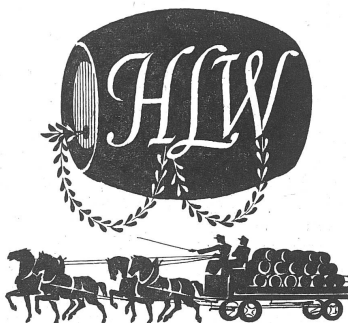
Wie wäre es, wenn wir dieses Jahr unser Rütli vom Vierwaldstättersee an den Léman verlegen würden, damit sich Zürcher und Genfer, Basler und Waadtländer (natürlich auch Basler und Zürcher...), Bündner und Neuenburger, Urner und Tessiner, kurz alle als wahrhafte Eidgenossen die Hand zur Erneuerung des Bundes reichen?

Auf, Eidgenossen, an die Expo!

Und einen guten Start ins Sommersemester!



**FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH**



Wir bringen das gute, würzige
ZÜRCHER BIER

**BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.**

Für aufgeschlossene, junge

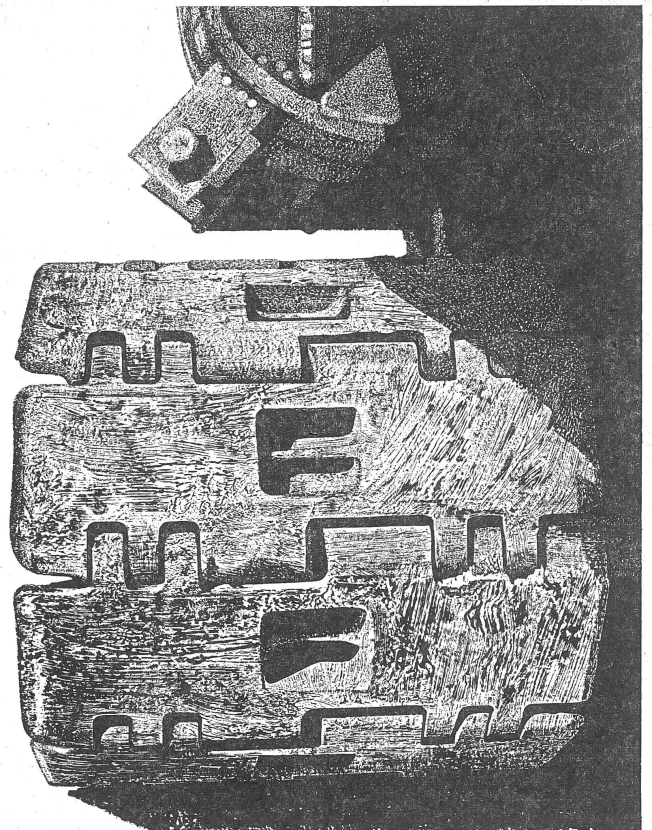
Akademiker

bieten wir in unseren Laboratorien, Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder im Verkauf unserer thermischen und elektrischen Maschinen und Apparate ein weites, interessantes Betätigungsfeld mit grossen Entfaltungsmöglichkeiten

126161.1

AG. Brown, Boveri & Cie., Baden

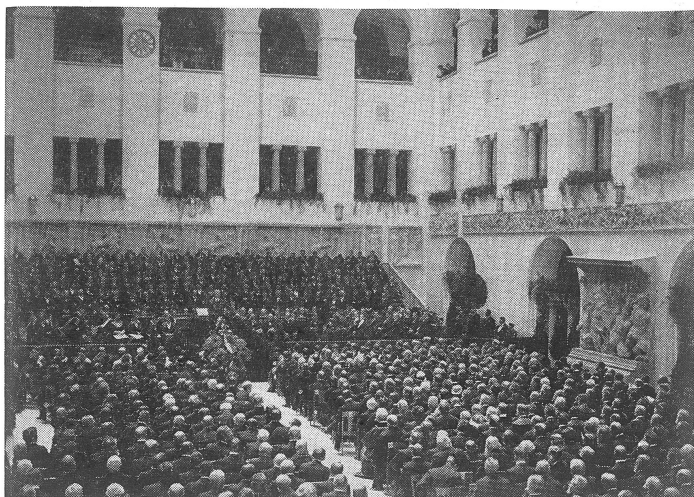
Gianfranco Bernasconi



Baumaschinen

Zürich
Uraniastrasse 31/33
Telefon 051/231750

Robert Aebi AG



Lichthof an der Eröffnungsfeier 1914

Lob eines Hauses

Zum 50jährigen Bestehen des Universitätsgebäudes

Was folgt, ist weder geschichtlicher Bericht über Planung und Bau des Uni-Hauptgebäudes noch kunsthistorische Abhandlung über dessen architektonischen Wert, sondern etwas ganz Subjektives: eine Lobrede, die mir fast Herzenssache ist. So bewundernd ich nämlich immer wieder an die berühmten Sempet-Fassaden des Poly hinaufschau, meine Zuneigung gehört mehr dem weniger renommierten Uni-Gebäude. Wie ich kürzlich in einem Artikel aus der gelehrten Feder eines Architekturhistorikers in der »Neuen Zürcher Zeitung« gelesen habe, scheint es zwar auch an unserem Hauptgebäude viel kunstwissenschaftlich Würdigungswertes zu geben, zum Beispiel die »einladenden Konkaven und imponierenden Konvexen im Portalmotive«, den »Querovallraum des Windfangs, die »Supraporte der Eingangshalle«, nicht zu vergessen die »Sala terrena, die zur zytotonischen Kryptas wird, sowie »Aulaisallt« und »Treppenrisalit« nebst anderem mehr – doch das alles lasse ich lieber auf sich beruhen, um unbefangen zu erzählen, wie das Gebäude auf mich wirkt und warum ich es schätze.

Innen

Meine grösste Liebe und Bewunderung gehört dem Lichthof. Um das zu erklären, muss ich von einem Erlebnis aus meiner Mittelschulzeit berichten: Ich war erst gerade in das Gymnasium an der Rämistrasse unten eingetreten – also etwa 12 Jahre alt –, da packte mich die Neugier, wie die Universität wohl im Innern aussähe. So ging ich denn an einem sonnigen Nachmittag über den Vorplatz auf die Haupttreppe zu und kam in die Eingangshalle; geblendet von dem Licht draussen kam sie mir kahl und düster, halb unterirdisch vor, auch kühl, so dass ich nun fast ein wenig ängstlich weiter vordrang gegen die Haupttreppe hin. Ich sah schon, dass es dort wieder heller, das Licht wieder wärmer würde, stieg rasch die Stufen hinauf, trat in eine Arkade auf dem ersten Zwischenboden und stand betroffen von so viel Herrlichkeit – gewaltig schien mir ein solch grosser Raum in einem Gebäude drin, eine solch verschwenderische Helle; stark die Pfeiler und Bogenreihen, aber fast zärtlich das rosa Licht. »So ist der Geist!« kam es mir vor, kräftig, weit und hell; von oben strömte mächtiges Licht bis zu seinen Fundamenten! Dieser erste Eindruck ist mir ein Symbol für echte »Universitas« geblieben, und auch heute noch kann ich mich zuweilen, wenn ich die Treppe von der Eingangshalle hinaufgehe, eines erhabenen Gefühls nicht erwehren: Ein so grosser, eigentlich unausgenützter Raum, der im Winter sogar leidlich geheizt wird (wieviel Kubikmeter nur!), ist doch gewiss zum Staunen. Wie unschweizerisch grosszügig wirkt die Halle, wenn man aus dem lärmigen, verzwickten und verzackten Strassengewirr Zürichs in sie eintritt! Und wie bewährt sich ihre monumentale und doch freundliche Grösse am Dies oder am Uniball! Da kann einem der Lichthof wahrhaftig noch das festliche

Gefühl geben, man gehöre einer grossen aber eng verbundenen akademischen Familie an.

Ich wage mich auch zu den gipsernen Statuen zu bekennen. Sie verleihen dem Lichthof vollends das Stigma der Akademie (ich weiss zwar nicht, wie die richtige alte Akademie ausgesehen hat).

Eine andere Art von Festlichkeit ist der Aula eigen, eine zierlichere, liebenswürdigere. Ein Hauch von Odeon ist in dem Raum, besonders natürlich am Uniball, wenn auf dem eleganten Parkettboden gewandelt wird. Der in seiner Gesamtwirkung rötlich-graue Marmor mit seiner regelmässig-unregelmässigen Struktur, die von nah und fern zu unendlichen Studien Anlass geben kann, trägt das meiste zur wienischen Luft bei; doch auch die Decke mit dem Lampenhimmel, der nach verschiedenen Mustern zum Leuchten gebracht werden kann, die schweren Vorhänge, tun das ihrige. Früher passten auch die schwarz lackierten, rechtwinkligen Stühle mit Lederpolster in die Vornehmheit des Raumes, im Gegensatz zu den modernen Klappmöbeln jetzt. Sogar für das Wandbild hinter dem Rednerpult hätte ich noch ein gutes Wort einlegen mögen. Weil es jetzt aber von der riesigen Eido-

phor-Leinwand fast immer verdeckt ist, kann ich mir den Entrüstungsturm sparen, den eine solch positive Aeussierung unter den meisten, die das Bild in Vor-Eidophor-Zeiten täglich kritisch gemustert haben, entfesselt hätte.

Aussen

Von aussen, z.B. von der Urania her (ein schöner Blick bietet sich von der Amtshausbrücke), aber auch von der Platte her, würde man dem eher reserviert dreinblickenden und ziemlich schwer dastehenden Bau nicht soviel innere Festlichkeit zutrauen. Auf einer Zeichnung, die früher einmal im »Zürcher Student« erschienen ist, hat der Turm sogar unverkennbar die Physiognomie eines griesgrämig-barschen Polizisten bekommen. Auch sonst haben die Fassaden etwas Trockenes, und der ganze Bau ist eigentlich ein ziemlich ernster Klotz. Aber das ist mir sympathisch: Ziemlich unbeholten gegen aussen, karg und werktätlich; aber innen voll Glanz, voll strahlender Festlichkeit auch am Werktag – aussen grau-braun, innen rosa! Das ist schweizerische Charaktereigenschaft, die vorbildlich ist: Bescheiden im Aeussern, aber leuchtend im Innern.

Von aussen nach innen

Aufzählenswert sind darum die verschiedenen Eingänge: Jeder hat seine eigene Stimmung und bereitet einem auf andere Weise aufs Innere vor. Das Hauptportal gegen die Rämistrasse habe ich schon erwähnt; von den beiden Statuen, die es vorn an der Strasse auf zwei Postamenten bewachen, hat Karl Gautschi in seinem »Sommer-Sonett« geschrieben (»Zürcher Student« Juli 1963/41. Jahrg.):

»Es kann Euch beide wahrlich nicht genieren,
Den Eingang hier den fleissigen Scholaren
Beharrlich und seit ungezählten Jahren
Aus Stein und ziemlich nackend zu flankieren.«

Am mächtigsten aber wirkt das Gebäude auf einen ein, und am meisten erwartet man von ihm, wenn man es von der Künstlergasse her, am Fuss des von dort nicht nur dicken, sondern auch hohen Turms, betritt. Dort gibt es neben der Tür eine schön sonnige Steinbank (besonders schön, wenn eine Schöne sich auf ihr sonnt). Der dritte Repräsentativ-Eingang ist derjenige ins zoologische Museum, Aug in Aug mit einem Seiteneingang des Poly und ebenfalls von »ziemlich nackenden« Figuren flankiert. Dann gibt es aber noch kleinere Türen und Türen: Am schmucklosesten ist der Zugang von den Velo- und Rollerremisen her im Nordostwinkel; bei einem Schloss wäre es der Lieferanteneingang, grau und schattig, gleichsam für diejenigen, die sich in den Portalen nicht sehen lassen sollen oder wollen, so eine rechte Hintertür. Reizvoller ist der Eingang durch die Tessiner-Locanda des Unibargartens, im Winter allerdings durch ein dekoratives Gitter verschlossen, neuerdings übrigens ebenfalls mit vollautomatisch-selbstöffnender Zweiflügel-

Glatur versehen. Wenig oberhalb gibt es noch die Tür zur »Doktor-Faust-Gasse 9«, den paar Büroräumen der Studentenschaft. Von dort kann man in die Eingeweide der Uni gelangen, in Kellergänge und auf unterirdische Treppen; hinter der Athene beim Eingang Künstlergasse kommt man dann wieder an die Oberwelt. Die Verbindungstür zu diesen unteren Zonen ist aber fast immer versperrt und sozusagen geheim.

Von innen nach aussen

Besonderes Lob verdient der erhöhte Standort der Uni, teils weil er sie als Ort des Geistes weit hin sichtbar macht, teils weil er eine erhabene Aussicht gestattet. Wer schon je einen der Hörsäle oder Seminarräume in der Westfront betreten hat, dem muss der schöne Ausblick aufgefallen sein. Es ist ein gutes Gefühl, über der Stadt zu sein, ihr zu einem gleichmässigen Rauschen zusammengeschmolzenes Lärmen, das einen kaum noch zu hebeligen vermag, zu sich heraufklingen zu lassen. Wer die Gelegenheit hat, in diesen bevorzugten Räumen öfter zu weilen, lernt das Wetter beobachten – er sieht die Gewitter das Limmattal heraufkommen, sieht den Föhn von den Alpen her das Gewölk vertreiben, lernt, dass es ein gutes Wetterzeichen ist, wenn der Wald am Schattengang der Albiskette grün, ein schlechtes, wenn er schwarz herüberseht. Er kann Gefahr laufen, ob einem grünlich-grellen Abendlicht, das schief und blendend aus einer Wolkenritze über die Stadt fährt, in einer Volesung den Faden zu verlieren oder in einer Seminarsitzung den Professor zu vergessen, wenn Blitze in den See zucken, andere hinter dem Uetliberg ein irrlichtiges Spiel treiben oder gar rauher Hagel auf die Stadt niedersaut. Er kennt den Reiz der Zürcher Dächer bei Neuschnee, beim Einnachten, wenn er zu den Feissgerien gehört, sogar im Morgenrot, sicher aber im flimmernden Sommerlicht und in der zart-bleichen Februarsonne, kennt die Farben der Stadt, ihre Türme, weiss sogar, an welchen Tagen auf dem Grossmünster Fahnen wehen – bei seltenen Gelegenheiten kann einem vom dritten Stock sogar das Erlebnis eines Nebelmeers zuteil werden.

Es gäbe noch viele Reize zu schildern, die dem Gebäude eigen sind, hübsche und auch wunderliche Winkel. Erwähnung verdienen jedenfalls noch: In der linken Aulaempore die Orgel, die nie gespielt wird; zuoberst im Turm der Fechtsaal. An der Gabelung Künstlergasse / Doktor-Faust-Gasse das geheimnisvolle Gittertor, das immer zu ist, hinter dem aber im Sommer auf einem von ein paar Büschen umstandenen Wieschen naturverbundene Studenten picknicken. Nicht zu vergessen der kleine Lichthof des zoologischen Museums, wo man Knochengerüste von Auerochsen und Lindwürmern bewundern kann. Das ist noch nicht alles, aber es sei genug, um dem Uni-Gebäude die gebührende Jubiläums-Reverenz und seinen Erbauern den gebührenden Dank abgestattet zu haben.

schü

Aus dem Tagebuch des SSR

29. Februar:

Generalversammlung. Tönt nicht schlecht, oder? Ja, aber ohne Bluff, wir sind ja eine Genossenschaft.

Mit grossen Mengen Papier versehen, warten die Vertreter der Studentenschaften auf die Berichte des Verwaltungsrats-Präsidenten (ja, es tönt immer dicker, aber auch das müssen wir haben).

Felix Birchler, cand. jur. an der Uni Zürich, berichtet über das vergangene Geschäftsjahr. Das wichtigste nur aus seinem Bericht: Ueber 20 000 Studenten aus allen Ländern der Welt haben in irgend einer Weise den SSR in Anspruch genommen.

Und das ist auch das Erfreuliche an der ganzen Angelegenheit: denn wir wollen etwas bieten und freuen uns, wenn uns das gelingt. Wir sind wohl zu einer kleinen Bude geworden heute, aber das war notwendig. Du kannst dir vorstellen, dass man manchmal auf gute Geister (lies Sekretärinnen) nicht verzichten kann (warum hätten denn sonst so viele Studenten junge Damen der genannten Gattung zur Freundin?): wenn ich einen Brief mit dem kleinen Finger der linken Hand und dem Daumen der rechten schreibe, so hat meine Sekretärin in der gleichen Zeit schon 10 Briefe geschrieben. Und trotzdem ist es gelungen, den Laden so zu führen, dass er unserem Motto gerecht wird: Von Studenten – Für Studenten.

7. März:

Wir haben bis heute 452 Plätze auf Auslandsreisen reserviert. Damit haben wir den Stand der Buchungen vom 10. April 1963 erreicht. Wir sind trotzdem noch nicht ganz ausverkauft, denn nun kommen die Anfragen erst recht. Einige Reisen müssen schon jetzt doppelt geführt werden. Und hier beginnt die Schwierigkeit: Hat unser Hotel in Paris noch Platz über Ostern, und ist es möglich, in Berlin noch Theaterkarten für die zweite Gruppe zu bekommen?

Das Unmögliche möglich machen heisst es jetzt, denn überall scheint es vollständig ausgebucht zu sein. On verra.

12. März:

In Davos muss man sich zwischenhinein auch ein persönliches Bild über die Veranstaltungen machen. Und dann passiert das Schöne: unser

Lagerleiter hat den Leuten am Abend vorher gesagt, der grosse Boss aus Zürich komme. Am Abend, wie ich mit unsern Skifahrern am Tisch sitze, fragt mich einer, ob ich den schwarzen Anzug hier habe: warum? eben, der Boss kommt. Man lästert nun während zwei Stunden über Boss und Organisation und trennt sich zufrieden, weil der Boss für heute noch nicht gekommen ist. Ich komme mir vor, wie der Scheich Abraham, der sich unter seine Leute am Bazar mischt und das Echo des Volkes auf seine Anordnungen hören will.

Und trotzdem: diese Art der Meinungsforschung ist fast die einzige geblieben. Eines scheinen nämlich die Schweizer Studenten verloren zu haben: die Lust am Kritisieren. Und Kritik haben wir bitter nötig, ob sie nun negativ oder positiv sei. Wie wollen wir sonst etwas besser organisieren, wenn du, der die Idee hat, uns dies nicht sagst?

(Ich erwarte jetzt Millionen von Reklamationsbriefen, denn ich vermute, dass einige, die den Zürcher Studenten lesen, schon mal mit dem SSR gereist sind. Wenn ich keine bekomme, so kaufe ich 12 Lorbeerkränze für meine Angestellten und für mich eine Flasche Guinness, um noch einen Grund dafür zu haben, dass ich im 7. Himmel schwebte.)

18. März:

Verhandlungen über den Belegungsvertrag für den Winter 64/65. Der Direktor des »Laudinella« ist hart. Er beschneidet unsere Wünsche recht rigoros. Auch er spürt die Hochkonjunktur, denn nun ist er auf Studenten nicht mehr angewiesen. Wir sind in einer schwierigen Situation: wir wissen ungefähr, wieviel Studenten nach St. Moritz kommen wollen im nächsten Winter und bekommen die gewünschten Plätze nicht. Ja, es stimmt zwar, dass wir eine Gruppe von ausländischen Studenten hatten, die ein bisschen über das Mass trank. Aber begreifen können wir trotzdem nicht ganz, dass wegen dem einen Vorkommnis 500 andere Studenten keine Winterferien mehr in St. Moritz verbringen sollten.

Wir wollen das Winterprogramm 64/65 bis im Juni fertig haben. Kennst du vielleicht ein Haus, das für uns geeignet wäre? Wir brauchen mindestens 60 Plätze, ein wenig Komfort sollte es haben, ein gutes Skigebiet; ganz einfach: es sollte so sein, dass du dich dort wohlfühlst. Merci zum Voraus für deinen Tip.

31. März:

Das Unglaubliche ist Wirklichkeit geworden: Wir sind vollständig ausverkauft. Kein Platz mehr ist frei auf unsern Touren. Und auch die Flüge sind so ausgebucht, dass man sich höchstens noch auf dem Flügel anschauen lassen kann. In Zahlen: Wir haben auf Touren, Flügen und in Skilagen total 4334 Studenten etwas bieten können. Dazu kommen nochmals etwa 1200, die irgendwelche Auskunfts bei uns holten.

Dass es so weit kommt, hätte ich mir nicht träumen lassen. Denn mit andern Worten bedeutet das: man kennt den SSR, und man hat auch Vertrauen in ihn.

Und was es für uns bedeutet: wir können einige Projekte ins Auge fassen, die schon lange auf Verwirklichung warten. Zum Beispiel: Nordafrika bietet eine Landschaft und eine Bevölkerung, die von unserem Land grundverschieden sind. Es dürfte sicher interessant sein, diese Länder zu sehen.

Mit den Zahlen von diesem Frühjahr kann man darangehen, sich zu überlegen, ob man eine eigene Studenten-Flugkette nach Nordafrika aufziehen will. Bis in zwei Jahren ist es ganz sicher soweit. Vielleicht schon im 65, doch das hängt noch ein bisschen vom Sommer ab.

18. April:

Heute Abend ist auch die letzte Gruppe heil zurück gekommen. Übrigens die einzige, die an Ostern Sonne hatte. Zwar ein bisschen weit weg: in Athen.

Was wir jetzt machen, wenn alles vorbei ist: ja, das wäre allzu schön, wenn man ein bisschen ausschauen könnte. Die Sommersaison jedoch hat schon begonnen. Einige Touren haben bereits so viele Buchungen, dass es höchste Zeit wird, sich für die Ferien zu entscheiden. Du hast unser Sommerprogramm schon? Noch nicht? Dann ein Telefonat: 47 30 00, und du bekommst es sogar zugeschickt. Oder du kannst es dir am Schalter holen: Leonhardstrasse 19 (unter dem Studheim).

Und für die neuen Kommilitonen noch einen Ratschlag: Profitiere von den Möglichkeiten, die sich dir durch deine eigene Reise-Organisation bieten. Du sparst dir viel Geld und hast erst noch viel angenehmere Ferien mit andern Kommilitonen zusammen.

Der Zürcher Bach-Chor sucht für das Studium von

W. A. Mozart, Requiem
J. S. Bach, Hohe Messe in h-Moll.

noch einige Damen und Herren, besonders

Tenöre

Nächste Probe: 8 Mai 1964,
19.45 Uhr, im Schulhaus Kornhausbrücke, (Tramhaltestelle: Quellenstrasse) oder melden Sie sich bitte Tel. 52 86 92.

Randnotizen zur Inszenierung von »The Winter's Tale«

Als im Englischen Seminar die Möglichkeit geprüft wurde, durch die eigene Inszenierung eines Shakespeare-Stücks einen Beitrag zu den Geburtstagsfeierlichkeiten zu leisten und sich für mich die Möglichkeit auftat, die Regie zu übernehmen, standen rund fünf Stücke in näherer Auswahl. Es war mir nach kurzem klar, dass »The Winter's Tale« wohl die reizvollste und dankbarste Aufgabe sein könnte. Das »Wintermärchen« ist eines der vielseitigsten Stücke Shakespeares; seine Thematik ist so komplex und vielschichtig, dass es für Studenten, die sich mit Shakespeares Werk auseinandersetzen wollen, sicherlich zu einer Fundgrube werden kann – und selbstverständlich spielte bei unserer Führung ja auch ein didaktisches Moment mit.

Das ganze »Themenkloster« zu entwirren und die Bezüge zum Gesamtwerk zu erläutern ist hier wohl nicht der Ort, und es fehlt mir dazu vielleicht auch der nötige Abstand von den Proben. Aber einige Gedanken, denen bei einer solchen Analyse des Stückes nachzugehen wäre, seien hier wenigstens angedeutet. In Leontes finden sich in höchst konzentrierter Form Othello und Macbeth vereinigt: Die Eifersucht ist noch schärfer und härter ausgeprägt als bei Othello, und die Tyrannei, mit der Leontes seiner Frau, seiner Tochter und dem ganzen Hof begegnet, die Blasphemie, mit der er das Orakel für null und nichtig erklärt, das Bemühen, die eigenen Zweifel und die des Hofes durch um so entscheidendere Taten zu entkräften – dies alles steht in nichts dem Machtrausch von Macbeth und dem Ehrgeiz Richards III. nach.

Anlass zu ständiger Diskussion gab die Frage: Wann wird Leontes eifersüchtig? Es gibt dazu grundsätzlich drei mögliche Antworten: Er ist es von Natur aus – er wird es kurz vor Beginn des Stückes – er wird es erst auf der Bühne. Die drei Möglichkeiten unterscheiden sich weniger grundsätzlich, als vielmehr in der Art und Weise der theatralischen Wirkksamkeit. Mit psychologischen Augen kann nur die erste Interpretation angenommen werden, doch eine solche Betrachtungsweise liegt dem Barock gänzlich fern. Ist man bereit, die Eifersucht von Leontes als eine plötzlich eintreffende zu sehen – die mit dem Sündenfall oder mit der Laune griechischer Götter zu vergleichen dann immer noch Erbesensfrage bleibt –, so stellt sich die unmittelbare Bühnenfrage direkter. Nimmt man nämlich jetzt immer noch an, Leontes müsse bereits in voller Eifersucht auftreten, so bringt man dem Zuschauer um ein entscheidendes Erlebnis, um das Shakespeare selbst sich sicher nicht gern betrogen sehen wollte: Gelingt es, im Anfang des Stückes das Bild eines wirklich glücklichen Hoflebens zu erzeugen, in dem ein Jugendfreund zu Gast weilte, dann wird die Eifersucht von Leontes als äusserst wirksamer Kontrast hervorgehoben und wirkt um so dämonischer. Eine solch schlagartige Wendung zum Bösen entspricht zweifellos der Kunst Shakespeares mehr, als die Theaterbesucher unserer Zeit, deren Vorstellungskraft vom Naturalismus immer noch stark beeinträchtigt ist, es wohl wahrhaben wollen. Dass es für den Schauspieler keineswegs leicht ist, den plötzlichen Wechsel nachzuvollziehen, versteht sich.

Schauspieler und Publikum entbehren eben hier einer Konvention der Theaterkunst, wie sie dem Zeitalter Shakespeares geläufig war. Parallelen zu dieser plötzlichen Verblendung liessen sich aus Shakespeares eigenem Werk zahlreiche anführen. Erinnert sei nur an den »Sommerachts-traum«, in dem das Thema von der Verblendung ganz in den Mittelpunkt gerückt ist und in den verschiedenen Schattierungen ausgemalt ist; und erinnert sei vor allem an »King Lear«, denn Leontes Abneigung gegen Cordelia ist nicht mit Motiven zu erklären; es handelt sich um eine plötzliche Verblendung, wie sie nur die griechische Tragödie kennt.

Kontraste und scharfe Wendungen kennzeichnen das »Wintermärchen« auch sonst: so vor allem in der Gerichtsszene. Nach dem langen Prozess – in dem Leontes Ankläger und Richter gleichzeitig ist! – berichtet das Orakel, dass Hermione unschuldig ist. Leontes kennt in seiner Herrschsucht keine Grenzen und lehnt es mit zynischer Blasphemie ab, sich dem Orakelspruch zu unterwerfen. Unmittelbar folgt die Rache der Götter: Mamilus, Leontes' Sohn (»I am like you, they say«, sagt er einmal zum König), stirbt. Leontes kommt nun nicht langsam zur Einsicht, seine Schuld wird ihm plötzlich bewusst, wie wenn ein Schleier von seinen Augen gerissen worden wäre. Leben, Krankheit, Tod – dies ist ein Themenkomplex, der für die Figur des Leontes vor allem in den drei ersten Akten von zentraler Bedeutung ist. Aber auch in der Szene, in der die neugeborene Perdita ausgesetzt wird, stehen sich Leben und Tod gegenüber, und zwar in aller Schärfe: Antigonus muss sterben, und während der junge Schäfer den Untergang des Schiffes schildert, findet der alte Schäfer das Kind.

Hugo von Hofmannsthal spricht in seinem herrlichen Festvortrag »Shakespeares Könige und grosse Herren« einmal von »Leontes von Sizilien und Folkenes von Arkadien«. Diese Verwechslung Böhmens mit Arkadien kann unbeachtlich sein, sie trifft dennoch das Richtige. Böhmern, das bei Shakespeare getreu seiner Quelle am Meer liegt, voraus vordegründige Kritik einen Vorwurf machen konnte, Böhmern also hat eine mehrfache Bedeutung in unserem Stück.

Zunächst steht es für irgendein Königreich, das von Sizilien nicht allzuweit entfernt sein kann, denn die beiden Könige wurden gemeinsam erzogen. Wenn Antigonus das Kind aussetzt, stellt es eine wilde, ungemütliche Gegend dar, die Natur scheint gleichsam in Aufruhr zu sein. Aber mit dem Schafschurfest tut sich eine Welt auf, die stark an Sidneys »Arcadia« erinnert. Das drückt sich auch sogleich in der Sprache aus: echte arkadische Poesie herrscht nun vor. Gleichzeitig wird mit den Figuren dieses Schafschurfestes aber die Welt von völlig anderer Seite gezeigt. Während Leontes die Ehe als eine Sache der Herrschaft ansieht (»What, can't not rule her?« fragt er bezeichnenderweise Antigonus), ist Florizel bereit, auf den ganzen Reichtum und die Macht des ihm zukommenden Böhmenreiches zu verzichten und seiner Liebsten treu zu bleiben. Eine gewisse Bestätigung der subjektiven Massstäbe, die auf dem Theater gelten, fanden

wir bei der Realisierung dieses Schafschurfestes. Die lyrischen Stellen, vor allem im Gespräch Florizel/Perdita konnten mit unseren sprachlichen Mitteln nur beschränkt zur Geltung gebracht werden, weshalb es ratsam schien, eine allzustarke Konzentration auf den Dialog zu vermeiden. Dies erlaubte es dafür vermehrt, als es vielleicht bei anderen Gelegenheiten möglich gewesen wäre, die nicht beteiligten Darsteller auf der Bühne zu beschäftigen, mit verschiedenen Stimmen Neckereien, wodurch überdies ein unbeteiligtes Herumstehen nichtsprechender Personen vermieden werden konnte. Die Gefahr, dass dadurch aber die Aufmerksamkeit des Publikums von den Sprechern abgelenkt werden und der Text an Wirkung verlieren könnte, war uns bewusst. Wir versuchten ein gewisses Mittelmass zu erreichen. Ob wir es wirklich getroffen haben, bleibt nach der Lektüre der Kritiken eine offene Frage: Der eine Kritiker meinte, man müsste »im Schafschurfest einzelne Kräfte noch etwas zurückbinden, der andere hingegen hätte gerne, dass wir »der Mattigkeit« des Winterfestes etwas mehr Leben einhauchen würden. (Nebenbei: Das Wort »Winterfest« halte ich allerdings für verräterisch: ein noch so fröhlich inszeniertes Schafschurfest müsste sich von einem Winterfest doch wesentlich unterscheiden: Bacchus darf wohl am einen, nicht aber am andern dominieren...)

Im Rahmen unserer Voraussetzungen schien es mir richtig, sich wenigstens in den Grundzügen des Bühnenverhältnisses des elisabethanischen Theaters einigermassen anzugehen. Ideal wäre es gewesen, die eigentliche Spielfläche von der Treppe in die Halle hinaus zu verlängern und dafür auf den Seiten ebenfalls Zuschauerplätze aufzustellen. Aber die damit verbundenen zusätzlichen Aufbauarbeiten hätten wohl doch dem Gewinn nicht mehr ganz entsprochen. So blieb als Hauptspielfläche die breite, aber wenig tiefe Zwischenebene, auf der zu agieren nicht immer leicht ist. Einen Vorteil hatte diese Proportion aber: das Stück kennt zahlreiche Stellen, bei denen eine Person oder eine Personengruppe redet, während weitere Figuren zwar auf der Bühne sein müssen, aber nicht – oder höchstens teilweise – zu hören. Die Konvention erlaubte solche Szenen zu Shakespeares Zeiten ohne weiteres: das Publikum war gewöhnt und daher auch gewillt, einfach anzunehmen, die Drittperson könne oder wolle nicht zuhören. Unsere Zeit kennt diese Konvention nicht, und der Schauspieler (vor allem auch der Laie!), der über zwei Seiten Text hinweg auf der Bühne steht und dennoch unbeteiligt bleiben muss, weiss oft im wörtlichen Sinne nichts mehr mit sich anzufangen. Hier konnte oft geholfen werden, indem man die Gruppen stark auseinanderzog und auf die Seiten hinausverschob.

Die zweite, erhöhte Spielenebene der Sake-spearebühne musste in unserem Falle die Treppe sein. Sie liess sich meines Erachtens gut und funktionsgerecht einsetzen in der Gerichtsszene und in der Enthüllungsszene am Schluss des Stückes sowie im Schafschurfest. Hatte man einmal begonnen, mit der Treppe zu arbeiten, so musste es natürlich reizen, sie öfters einzusetzen. Ursprünglich war die denn auch in der Gefängniszene in noch stärkerem Masse vorgesehen, als es heute der Fall ist. Bei der ersten

Arrangierprobe schien sich diese anfängliche Konzeption auch ohne Schwierigkeiten verwirklichen zu lassen. Dann kamen die Proben in einem Raum des Englischen Seminars, in dem die höhere Ebene nur supponiert werden konnte; es fiel uns auch da nichts auf. Bei den späteren Detailproben auf der Treppe zeigte es sich aber plötzlich, dass die Szene in dieser Anordnung ganz falsche Gewichtsverteilungen und falsche Spannungen erhielt: die Aufteilung des Geschehens auf zwei Spielebenen erwies sich bei dieser kurzen Szene als unangebracht und musste fallengelassen werden.

Mit einer der schwersten Aufgaben nicht nur für die Aufführenden, sondern auch für das Publikum ist es, den Sprung vom düsteren Geschehen am sizilianischen Hof nach dem heiteren Böhmern des Schafschurfestes und von da wieder zurück an den Hof Leontes' nachzuvollziehen. Die Einheit von Ort, Zeit und Handlung ist selten so bedenkenlos übersprungen worden, wie in »The Winter's Tale«, wo ja zum Beispiel bewusst die »Zeit« auftritt und über 16 Jahre hinwegleitet. Und doch kann gerade diese Schwierigkeit sich als sehr reizvoll erweisen, denn erst wenn man das Ganze betrachtet, zeigt es sich, wie ausgewogen die Rhythmik des Stückes ist. Das kurze Gespräch von Cleomenes und Dion am Anfang des dritten Akts mag zum Beispiel manchem überflüssig erscheinen; lässt man es aber aus, so zeigt es sich, dass der heftige Schluss des zweiten Akts, bei dem Leontes sein neugeborenes Kind verstösst, und die mächtige Gerichtsszene zu nah aufeinanderprallen und die eine der andern die Wirkung nimmt. Ebenso konnte der erste Auftritt des alten Schäfers und des Clown, die am Schluss von Akt III die ausgesetzte Perdita finden, nicht geschickter platziert sein: der Zuschauer freut sich nach den beklemmenden ersten drei Akten doppelt, wenn es was zu lachen gibt und kann im Vorgefühl eines guten Ausganges in die Pause gehen.

Es bleibt uns schliesslich noch zu danken. Zunächst dem Rektorat für die Spieleraubnis, dann dem Erziehungsrat des Kantons Zürich für die grosszügig gewährte Defizitgarantie. Zuletzt aber auch dem Personal der Universität. Es ist beglückend zu erfahren, mit welcher Selbstverständlichkeit uns hier immer wieder Hilfe und Handreichungen gewährt wurden.

Christian Jauslin

Wegen Ausverkaufs der letzten Vorstellungen finden zwei weitere Vorstellungen am Samstag, 9. Mai, und Sonntag, 10. Mai, je 20 Uhr, statt.

Zelte

30 verschiedene Typen (auch Occasionen) warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in Campingartikeln. – Günstig, da direkt ab Lager! Erstklassige Beratung.

W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Telefon 44 95 14



Kenner kennen KENT

Nur KENT besitzt den neuen Micronite-Filter!

King Size und Box Fr. 1.20



ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT



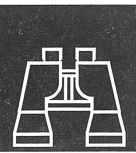
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Schallplatten
Tonbänder
Papeteriewaren
Kunstdrucke
med. Instrumente
antiquarische Bücher

zu studentischen Preisen

Kern-Instrumente
erprobt und bewährt
in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik
und Optik

das ECHO

Zum »Problem Unibar«

Eine Stellungnahme gegen den Artikel im »Zürcher Studenten« Nr. 8, S. 5

Noch eintöniger als die Menus in der Uni-Bar (UB) sind die Vorwürfe, die nun seit Semestern an den Frauenverein (FV) gerichtet werden. Und noch ungemühtlicher als die renovierte UB ist die Tatsache, dass etliche der immer wieder vorgebrachten Anschuldigungen ungerechtfertigt sind.

Ich kann nicht mehr zusehen, wie veraltete Schablonen von einer Studentengeneration zur andern kolportiert werden, nur weil die Sichtweisen der Nörgler »von recht drittliger Ausstattung« sind. Nun muss ich schleunigst betonen, dass ich weder irgendwelche Beziehungen zu FV habe, noch irgend jemanden davon persönlich kenne, noch gar »mit 5 Prozent Reingewinn des FV in der UB beteiligt bin«.

In meiner Entgegnung halte ich mich an den Katalog von Vorwürfen, der im letzten »Zürcher Studenten« erschienen ist und seitlicher durch die UPI die Runde in der Schweizer Presse gemacht hat. (Wozu ein solches Auswalzen einer internen Angelegenheit?) HPA und Konsorten gelangen zur Ansicht, dass

die Menus nicht immer dem Preis von Fr. 2,10 entsprechen. Dank der Präzisierung »nicht immer« kann ich hier beipflichten. Die Fälle von »Überforderung« und »Unterforderung« dürften sich etwa die Waage halten.

Fr. 2,40 für einen kalten Teller von recht dürtiger Ausstattung gelinde gesagt übertrieben sind. Der kalte Fleischeller kostet nicht Fr. 2,40, sondern höchstens Fr. 2,10, und als einmal ausserordentlichweise Fr. 2,30 verlangt wurden, enthielt er ein rechtes Stück Poulet.

Die Preise von Tee, Kaffee und Mineralwasser recht hoch sind. Ich habe nur Erfahrung mit dem Kaffee. Aber da ist zu sagen, dass dieser in der UB nicht nur 30 bis 40 Rappen billiger ist, dass er auch an Qualität viel der anderswo in Silber servierten mindestens ebenbürtig ist, sondern dass die Portionen auch bedeutend grösser sind als in öffentlichen Restaurants. Allein die preisliche Besserstellung macht pro Tasse Kaffee-Crème gegen 40 Prozent aus, abgesehen vom quantitativen Gewinn, denn mit den grossen Tassen in der UB bekommt man auch Kaffee und nicht nur Porzellan.

60 Rappen für ein entwicklungsbedürftiges Sandwich schlechthin zuviel sind. Einverstanden! Die servierten Portionen rein mengenmässig nicht den Bedürfnissen des heutigen Studenten entsprechen, falls er nicht noch mit Kaffee und Süssigkeiten nachhilft. Wer so schreibt, hat wohl noch nie unter den Schalter der Geschirr-Rückgabe geschaut? (Weil er sein Geschirr nicht zurückgebracht?) Was da oft an Speiseresten zurückgeschoben wird, ist die eindrucklichste Entgegnung auf diesen Vorwurf. Meine Erfahrungen

haben erwiesen, dass die Leute hinter der Theke auch auf individuelle Wünsche eingehen (zum Beispiel zusätzlich Reibkäse, mehr Sauce usw.), so dass ein »heutiger Student« mit einem überdurchschnittlichen Hunger gewiss auch eine grössere Portion erhält. Gleichzeitig ist aber zu sagen, dass es zur Harmonisierung beitragen würde, wenn die um ihre Linie Besorgten oder die sonstige weniger Hungerigen im voraus eine geringere Menge verlangten.

ganz allgemein das Verhältnis von Kohlehydraten zu Protein zueinander letzterer verschoben ist. Hier gilt es einmal festzuhalten, dass die Speisekarte der UB *relativ abwechslungsreicher* sind als jene vergleichbarer Wirtschaften, die über ihr schweizerisches Nationalmenü »Pommes frites und Schnitzel« kaum hinauskommen. Man kann eben nicht Speisekarte eines einzelnen Tages zu Vergleichszwecken heranziehen. Ein solcher Vergleich fällt – den Umständen entsprechend – immer zugunsten der UB aus. Ich möchte aber einmal den Unzufriedenen anraten, in Zürich eine Gaststätte zu suchen, wo Mais serviert wird, wo es Linsen gibt, wo weisse Bohnen auf anständige Art gekocht werden, wo ein Brotaufschlag aufgetischt werden darf, wo man im Winter mit Spinat überrascht wird. Sie würden im Suchen verhungern oder zur UB zurückkehren.

Das Verhältnis von Eiweissstoffen zu Kohlehydraten ist sicher erträglich, wenn man eben auch über längere Zeitabschnitte vergleicht (mindestens eine Woche). Der geringe Mangel an Proteinen könnte übrigens leicht wettgemacht werden von solchen Studenten, die auch im Essen etwas Phantasie entwickeln und nicht nur schablonenhaft immer Menü 1 bestellen. Eier und Milchprodukte enthalten relativ viel Proteine. Allerdings ist zu beklagen, dass es den konzentriertesten Eiweisspendern, den Emmen-talerkäse, an der UB nicht gibt. Warum immer nur dieses »Chäslizzeug«, wohinein alles Unausdenkliche gekäst werden kann?

dass die Warteschlangen durch rationelleres Ausschöpfen verkürzt werden könnten. Diese Feststellung deutet auf ungenaue Beobachtung. Die Schlange steht sich nämlich weniger beim Ausschöpfen als an der Kasse, die beide Seiten zu bedienen hat. Warum nicht in Stosszeiten die »Kuchenseite« mit der eigenen Kasse abfertigen? das Platzangebot in der UB, besonders während der Stosszeiten, unproportional zur sich dort tummelnden Volksmenge ist. Dies ist leider auch nach dem missglückten Umbau noch der Fall. Diesen Missstand könnten aber die Gäste der UB durch Selbsthilfe weitgehend mildern, wenn sie

schiedener Untersuchungskommissionen. Ich bin nicht der Meinung. Sie hätten den Artikel nicht abdrucken dürfen. Aber eine klare Einordnung in das Gebiet der subjektiven Auffassungen wäre unbedingt nötig gewesen. Sie setzen sich sonst dem Vorwurf aus, rechtsradikale, kolonialistische Ansichten im »Zürcher Studenten« zu fördern, was Sie hoffentlich nicht wollen.

Der Gesamteindruck des Artikels lässt zwei Schlussfolgerungen zu: entweder ist der Verfasser ein lebenswürdiger politischer Naivling oder ein geschiekter Propagandist Portugals. Dort, wo er die Kritik erwartete (Ausbildung und Bürgerrechte der Einheimischen), kritisiert er selber, führt aber gleich Entschuldigungen für die bedenklichen Verhältnisse an. Der Freiheitskampf wird mit dem Hinweis auf tschechische Waffen indirekt, aber geschickt als kommunistische Aktion, gewertet. Jedermann, der die Zeitungen liest, sollte jedoch wissen, dass auch die Amerikaner die Freiheitsbewegung in Angola stark unterstützen. Die Beurteilung Holdens zeigt deutlich, wer die Informanten waren. Ich kenne ihn persönlich und beurteile ihn nicht als Lumumba Angolas. Zum Schluss möchte ich Ihnen noch die Frage vorlegen: Hat – nach Ihrer Meinung – Portugal überhaupt das Recht, in Afrika Kolonien zu besitzen? Wenn ja, bitte ich Sie um eine Begründung. Wenn nein, müssen Sie doch selber feststellen, dass der von Ihnen publizierte Artikel von Voraussetzungen ausgeht, die Sie selbst nicht akzeptieren. Dieser Hinweis wäre notwendig gewesen und kann nicht durch die Bemerkung ersetzt werden: »die Meinungen des Verfassers sind nicht immer diejenigen der Redaktion«.

Mit freundlichen Grüssen

mondo
Schweiz. Zeitschrift für
Entwicklungsfragen

1. den schwarzen Kaffee zugunsten der mit dem Tablett Wartenden später oder in der oberen Kaffee-Bar genössen.

2. für die Verdauungszigarette nicht einen so raren Platz in der UB belegen würden.

3. Vorlesungsabschriften und Lagebesprechungen nicht während der Mittagszeit in der UB besorgen.

Es ist leicht, Forderungen an andere (FV, Uni) zu stellen. Selbst einen elementarsten Kameradschaftsgeist untereinander zu beweisen, würde sich aber entschieden besser machen. (Ähnliches gilt für das Zurücktragen des Geschirrs.)

Die vorgeschlagene Erhöhung des Menupreises unter gleichzeitiger Verbesserung des Menus sollte nicht als allgemeine Massnahme eingeführt werden, denn sehr viele sind mit der jetzigen Regelung einigermassen zufrieden. (Waren jene »Umfra-gen unter Studente« auch nur annähernd repräsentativ?) Wer grösseren Hunger zu stillen hat, kann sich auch jetzt für 50 Rappen ein Supplement kaufen, ohne dass es ihm aufgezungen würde.

Meine Bemerkungen über den missglückten Umbau betrifft die Atmosphäre der jetzigen UB. Durch das Ersetzen der Holztische und -stühle durch modernere und durch das Verschwinden der Holzabschränkungen konnte man wohl etliche Plätze gewinnen. Aber die früher recht gemütliche UB ist zu einer lärmigen Belz geworden. Sie lädt nicht mehr zum Verweilen und zum Gespräch bei einem Kaffee ein. »Soll sie

Und Coca-Cola meint dazu:

Sehr geehrte Herren,

Als Inserent im Zürcher Student lesen wir immer mit Interesse die verschiedenen, die studentischen Belange betreffenden Artikel. Ganz besonders hat uns die Orientierung über das Problem der Unibar in der Nummer vom Februar 1964 interessiert.

Wie Sie vielleicht wissen, haben wir bereits verschiedentlich im Gespräch mit Studenten darauf hingewiesen, dass die Unibar kein Coca-Cola führt, obschon die Studenten und wir davon überzeugt sind, dass täglich eine erhebliche Nachfrage nach diesem Getränk besteht.

Aus dem Artikel vom Februar konnten wir entnehmen, dass ein Student mit Erfahrung auf dem Verpflegungswesen als Verbindungsmann zwischen der Studentenschaft und dem Frauenverein bestimmt wird, um dem Frauenverein Verbesserungs- und Menu-Vorschläge zu unterbreiten.

Es würde uns sehr freuen, wenn auf diesem Wege der Versuch unternommen werden könnte, die Leitung des Frauenvereins für alkoholfreie Gaststätten von der Notwendigkeit der Einführung von Coca-Cola in der Unibar zu überzeugen.

Gerne würde wir jemanden unserer Firma, falls dies notwendig ist, zur Verfügung stellen, um gemeinsam mit dem betreffenden Studenten beim Frauenverein vorzusprechen.

Ihrer Stellungnahme sehen wir mit Interesse entgegen und verbleiben inzwischen

mit freundlichen Grüssen
REFRESCA AG.

auch nicht bei diesem Platzmangel!« wird man einwenden. Auch nicht während des Tages, ausser den Stosszeiten? Der erzielte Gewinn ist zu einem traurigen Verlust geworden: die UB ist zu einer Stätte elementarer Bedürfnisbefriedigung hinabgesunken, die man so schnell wie möglich wieder flieht. Vielleicht könnte man der üblen Akustik mit schalldruckenden Platten etwas nachhelfen, jedenfalls aber mit besser haltbaren Gummifüssen an den Stühlen.

Im grossen und ganzen ist jedoch der Umbau ein Beweis für bedeutende Anstrengungen, die zur Lösung des Verpflegungsproblems unternommen werden. Und dafür sei den verantwortlichen Instanzen auch an dieser Stelle einmal gedankt!

Hans Brühweiler

Zur Lage in Angola

Kurze Uebersicht

Fläche: 1246 700 qkm / Einwohner: ca. 5 Mio. Politische Struktur: Portugiesische Ueberseeprovinz, durch drei Abgeordnete in der Nationalversammlung vertreten (Mulatten oder eig. Portugiesen). Portugiesischer Generalgouverneur als Repräsentant der Staatsregierung. Verwaltung in Teilprovinzen (Congo, Malange, Benguela, Huila, Bié) und das Stadtgebiet von Luanda (autonome Verwaltung) gegliedert. Hauptstadt: Luanda (ca. 95 000 Einw.), künftige Hauptstadt: Nova Lisboa (37 000 Einw.). Bevölkerung: Im Süden Reste von Buschmanngruppen und Zwergvölkern, in der grossen Mehrheit jedoch Bantustämme. Mulatten bes. in Küstengebieten und grösseren Siedlungen. Rund 115 000 Weisse, darunter ca. 85 000 Portugiesen, im Innern des Landes auch noch deutsche und bürische Siedler. »Zivilisiert« gelten die Weissen und rund 50 000 Neger und 30 000 Mulatten. Rund 99,3% der Neger sind Analphabeten! Amtssprache: Portugiesisch. Religion: ca. 1 300 000 Katholiken. Protestantische Minderheit, bes. im Süden, im übrigen meist Naturreligionen. Wichtige Ausrührgüter: Kaffee, Getreide, Mais, Reis, Zuckerrohr, Kartoffeln, Kakao, Seide, Oelpflanzen, Sisal, Diamanten, Eisen, Petrol. Atlantikküste ist eine der reichsten Fischereizonen Afrikas.

Zu Angola gehört auch die kleine Exklave Cabinda (nördlich der Kongomündung) mit 7 270 qkm und rund 52 000 Einw.

Zur Geschichte

Im Jahre 1482 landeten die Portugiesen erstmals im Norden Angolas, von wo sie in den folgenden Jahren nach Süden und ins Landinnere weiter vordrangen. Bis 1500 wurden bereits die wichtigsten Siedlungen Angolas durch die Portugiesen beherrscht, die sogleich auch Missionare einschickten. Von den grösseren Ortschaften aus erforschte man das Land dann weiter, zum Teil bis auf den heutigen Tag. (Gerade die weiten Urwaldgebiete bilden heute die grössten Schwierigkeiten, dass Portugal der Lage militärisch Herr werden könnte.) Schon zu Beginn der Eroberung des Landes bildete die Assimilation das Grundprinzip der portugiesischen Kolonisation. Schon im 17. Jahrhundert bestand in Luanda ein Jesuitenkollegium, in dem Weisse, Mulatten und Schwarze gleichzeitig Zutritt hatten (theoretisch). Der Kern der Assimilationspolitik bestand darin, aus den eroberten Gebieten nicht nur gebietsmässig Provinzen zu machen, sondern auch die ansässige Bevölkerung in Portugiesen umzuwandeln, ihnen die portugiesische Kultur- und Geisteswelt zu oktroyieren. Eine Grenze wurde errichtet zwischen den »Zivilisierten« (Assimilierten) und den »Nichtzivilisierten«. Theoretisch und praktisch galt nur der »Zivilisierte« als Vollbürger. Nur er erhielt zum Beispiel die portugiesischen Ausweispapiere usw. Um aber diesen Stand zu erreichen, musste der Afrikaner teure Schulen besuchen und sich portugiesische Lebens- und Denkensarten angewöhnen. Auf diese Art hoffte Portugal, dass in seinen Provinzen die Unabhängigkeitsbestrebungen wach würden. Den schlagendsten Beweis des Flasks dieser Politik bietet aber gerade heute Angola, wo seit Beginn des 16. Jahrhunderts diese Politik es nicht weitergebracht hat, als dass heute ca. 0,7% der Afrikaner zur Gruppe der »Zivilisierten« aufsteigen konnte. Statt endlich den Unsinn dieser Kolonialisierungsmethode einzusehen und nach neuen Richtlinien zu suchen, verfolgt Portugal beinahe mit Stolz noch die gleiche Politik wie 1482.

»Mit heroischem Starrsinn halten jedoch die Portugiesen in Angola daran fest, ihre alte Kolonialkunst bringe noch immer das Wunder zustande, dass es der höchste Wunsch jedes Schwarzen sei, selber Vollportugiese, das heisst »Assimilado«, zu werden oder wenigstens als schwarzer Bürger zweiter Klasse für die Portugiesen arbeiten zu dürfen.« (NZZ, 7. 2. 61).

Um gerade bei Gefahr des Entgleisens dieser Politik der Weltöffentlichkeit beweisen zu können, dass die Afrikaner tatsächlich dieselben Wünsche hätten wie die Portugiesen, werden jeweils grosse Demonstrationen organisiert, die Demonstrationen in kommunistischen Ländern nicht nachstehen. So berichtet ein Augenzeuge selbst (NZZ, 18. 2. 61): »Am Abend findet auf dem grossen Platz bei der Hauptpost (in Lobito) eine Massendemonstration statt. Die Bevölkerung ist aufgeboten worden, um gegen die Anklagen zu demonstrieren, welche die Scharmacher der afrikanisch-asiatischen Gruppe in den Vereinigten Nationen periodisch gegen Portugal und seine Kolonialpolitik schleudern... Allen Teilnehmern ist kostenloser Transport gewährt, und zahlreiche Lastwagen, auf denen eine schwarze Belegschaft unter dem strengen Blick des Patrons der Kundgebung bewohnt, lassen erkennen, dass in vielen Fällen wohl der Transport, nicht aber die Teilnahme frei ist. Auf dem ganzen Platz sind gewisse Applauszentren zu erkennen, die jedesmal in Aktion treten, wenn einer der Festredner mit besonderem Nachdruck das glückliche Zusammenleben der Rassen preist und im Namen der Schwarzen – die selbstverständlich nicht zu Worte kommen – verkündet, wie glücklich sich diese im portugiesischen Staatsverband fühlen. Paradoxerweise rührt sich jedoch nie eine schwarze Hand zum Klatschen.« (Soweit ist also der heutige Stand der Entwicklung in der grundsätzlichen Haltung Portugals.)

Die heutige Lage

Da das portugiesische Mutterland selbst nahezu 50% Analphabeten aufweist und selbst noch auf weiten Gebieten unterentwickelt ist, wurden die Ueberseengebiete besonders seit einigen Jahren in grösserem Ausmass benutzt, um die nicht einsetzbaren Arbeitskräfte dorthin zu schicken. So wurden auch viele dieser Auswanderer im angolischen Hochland (relativ gesundes Klima) angesiedelt. Allzuoft fanden sie aber zuerst keine Arbeit und betrachteten die Eingeborenen als ihre Konkurrenz, was immer mehr eigentlichen Hass zwischen den beiden Rassen schuf. Die berufliche und charakterliche Qualität dieser Leute liess und lässt ja begreiflicherweise oft sehr zu wünschen übrig. Die Einwanderer brachten es auch mit sich, dass die Afrikaner zu immer tieferen Löhnen arbeiten mussten oder ganz arbeitslos wurden. Gewisse Berufe blieben nur noch den Ansiedlern vorbehalten. (Und dies alles trotz der theoretischen Rassengleichheit.) Durch die sog. Arbeitsverträge der Regierung mit den Ansiedlern werden die Angolesen zu verschiedensten Arbeiten gezwungen. Zudem sucht die portugiesische Verwaltung jährlich einige tausend Arbeitskräfte an die Minengesellschaften von Rhodesien und Südafrika zu verschaffen. Für alle Schwarzen ist eine »Souveränitätssteuer« obligatorisch, selbst für die Arbeitslosen. Zu Hunderten müssen letztere ohne Entgelt für die Regierung arbeiten, um sich so die Steuer zu »verdienen«.

Auch auf dem Schulsektor macht Portugal sehr wenig Anstrengungen, im Gegenteil wurde immer wieder versucht (trotz der theoretischen Rassengleichheit), die Afrikaner von der Bildung abzuhalten und keine einheimische Elite entstehen zu lassen. Auch heute noch gibt es in Angola Fortsetzung auf Seite 19

Harold Wilson Willy Brandt Gaston Defferre

Drei Namen, denen ein immer grösseres Interesse der europäischen Öffentlichkeit gehört. Drei führende Sozialdemokraten, die in ihren Ländern, in der europäischen und internationalen Politik jene moderne Konzeption vertreten, die durch John F. Kennedy zur Hoffnung der jungen Generation der ganzen Welt geworden ist.

Sie sind aber keine »Führer«, sondern Persönlichkeiten, deren Wahl durch die entsprechenden sozialdemokratischen Parteien für die zukunftsweisende Konzeption der Sozialdemokratie spricht. Drei Namen, die deshalb für die Sozialdemokratie repräsentativ sind. Sie verkörpern die Antwort auf die geistige, wirtschaftliche und politische Herausforderung unserer Zeit.

Können wir das von den liberalen bis konservativen Staatsmännern unserer Zeit ebenfalls behaupten? Von Douglas-Home, Erhard oder De Gaulle?

Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz ist nicht nur die Hüterin der sozialen Gerechtigkeit in unserem Lande, sie ist als Mitkämpferin in den Reihen des internationalen Sozialismus ein Teil der einzig wirksamen Alternative zur möglichen Zwangssituation, einst Russisch oder Chinesisch lernen zu müssen: weil zu viele nur Geld verdient, die wirklichen Aufgaben unserer Zeit aber verschlafen haben.

Sozialdemokratische Partei
Stauffacherstrasse 5, Zürich 4

ROYAL DUTCH / SHELL-GRUPPE



Bataafse Internationale Petroleum Maatschappij N. V.
Bataafse Internationale Chemie Maatschappij N. V.
Shell Internationale Research Maatschappij N. V.

Erdöl und Erdgas decken heute den grössten Teil des Welt-Energiebedarfs. Zudem wird sich die Erdölproduktion in den nächsten 10 bis 15 Jahren weiter verdoppeln müssen. Nur so kann die steil ansteigende Nachfrage befriedigt werden.

Den Gesellschaften der Royal Dutch/Shell-Gruppe, die heute in fast allen Ländern der freien Welt tätig sind, eröffnen sich damit aussichtsreiche Perspektiven, was sowohl für den klassischen Sektor der Oel-Industrie als auch für diejenigen der sich daraus dynamisch entwickelnden petrochemischen Industrie Gültigkeit hat.

Das bedeutet:

- vermehrte Tätigkeit auf dem Gebiet der Exploration, der Förderung und Verarbeitung von Erdöl und Erdgas, der Fabrikation chemischer Produkte und des Verkaufs;
- intensive Forschung nach besseren Verfahren, Apparaturen, Methoden und neuen Produkten;
- dass es dringend notwendig ist, die Technik sowie die Wirtschaftlichkeit und Produktivität der verschiedenen Betriebsphasen auf dem höchsten Stand zu halten (Entwicklungsarbeiten).

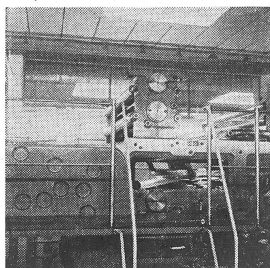
Jüngeren AKADEMIKERN (evtl. mit einigen Jahren Praxis), von denen ein grosser Prozentsatz später leitende oder wichtige spezialisierte Funktionen zu erfüllen haben wird, bieten sich hier günstige und vielversprechende Entwicklungsmöglichkeiten.

HOCHSCHUL-ABSOLVENTEN untenstehender Studienrichtungen stehen folgende Arbeitsgebiete offen:

	Exploration und Förderung	Verarbeitung von Erdöl und Erdgas	Fabrikation chemischer Produkte	Forschung	Verkauf
Ing. Chemiker und Chemiker	—	x	x	x	x
Maschineningenieure	x	x	x	x	x
Physiker	x	x	x	x	—
Geologen/Geophysiker	x	—	—	x	—
Mathematiker	x	x	—	x	—

Der Sonderbeauftragte der Royal Dutch/Shell-Gruppe steht Interessenten zu unverbindlichen, vertraulichen Auskünften gerne zur Verfügung:

Dr. K. P. Debrunner, Sunnmatt 8, Zumikon ZH, Telefon (051) 90 34 21



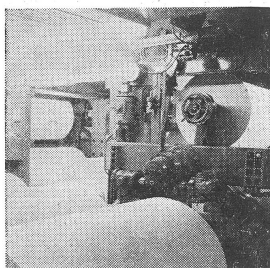
Der oberste Stock der Rotationsmaschine ...

WIE EINE ZEITUNG ENTSTEHT

Der Zeitungs-Rotationsdruck

Der Rotationsdruck

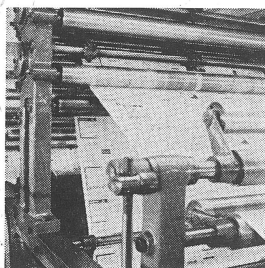
Für den »Tages-Anzeiger« – als aktuelle Tageszeitung – kommt nur die schnellste Druckart in Frage: der Rotationsdruck. Der Druck beginnt am frühen Morgen, sobald die letzten redaktionellen Seiten fertig umbrochen, ge-



... und im Keller: die Papierrollenführung.

prägt und rundgegossen sind. In der selben Minute, in der die letzte Rundstereoplate die Rotationsdruckabteilung erreicht, müssen die Maschinen anlaufen.

Mit einer Geschwindigkeit von 18,8 km in der Stunde laufen jeden Werktag die »unendlichen« Papierbahnen durch die beiden zweistöckigen Rotationsbuchdruckmaschinen des Tages-Anzeigers und drucken die ganze Auflage (die grösste aller schweizerischen Tageszeitungen) von über 160 000 Exemplaren in knapp zwei Stunden. Unsere Druckanlage besteht aus zwei 4,32 m breiten, 22 m langen und 6,35 m hohen Maschinensträngen, die beide auf einem separaten Fundament stehen, um das übrige Gebäude nicht durch Erschütterungen zu gefährden. Ein Maschinenstrang besteht aus 6 Druckwerken und 3 Falzapparaten. Jedes einzelne Druckwerk wird von einem 60-PS-Motor angetrieben. Pro Druckwerk können bis 16 Seiten hergestellt werden, zusammen also 96 Seiten pro Maschinenstrang. Dies erlaubt uns zum Beispiel eine Zeitung von 48 Seiten in vierfacher Produktion zu drucken und damit pro Stunde 80 000 Exemplare fertigzustellen. Alle Ausgaben des



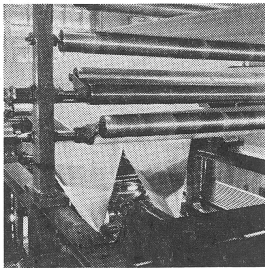
Die Papierbahn muss über unzählige Walzen geführt werden ...

Tages-Anzeigers mit mehr als 48 Seiten werden in zwei Teilen gedruckt. Bei 96 Seiten werden am Vortag 48 Seiten vorgedruckt und am Erscheinungstag dem Hauptblatt, das auch wieder 48 Seiten umfasst, eingesteckt. Auf diese Weise ist es möglich, jede unseren Lesern zumutbare Seitenzahl zu drucken. Trotzdem werden gegenwärtig höchstens 108 Seiten, und zwar nur Mittwoch, Freitag und Samstag hergestellt.

Für eine 48 Seiten umfassende Ausgabe des Tages-Anzeigers liefert die Stereotypen-Abteilung 192 Rundstereos, die in der richtigen Reihenfolge der Seitenzahlen auf die 24 Plattenzylinder der Rotationsmaschine aufgespannt werden. Wie schon der Name »Rotationsbuchdruckmaschine« sagt, entsteht eine Zeitung mittels rotierendem Druck. Die runden Druckplatten werden von Gummiwalzen eingefärbt und geben bei jeder Umdrehung die erhaltene Farbe auf eine endlose Papierbahn ab. Von den einzelnen Druckwerken kommen die Papierbahnen in die Falzapparate, die die Zeitung falzen und schneiden. Die endlose Papierbahn kommt vom Untergeschoss der Maschine, wo die Papierrollen eingespannt sind. Sobald

eine Papierrolle aufgebraucht ist, schiebt sich automatisch eine bereits montierte neue Rolle an die ablaufende Papierbahn und wird ohne jeden Unterbruch während der vollen Druckgeschwindigkeit dem ablaufenden Papierband durch eine spezielle Vorrichtung angeklebt. So ergibt sich durch den Papierrollenwechsel überhaupt kein Unterbruch im Druck.

Die beiden Rotationsdruckmaschinen werden von je 4 Druckern und 8 Hilfsarbeitern bedient. Die ganze Abteilung beschäftigt 32 Leute und wird vom Obermaschinenmeister geleitet. Eine der Hauptaufgaben des Rotationsbuchdruckers ist die stete Kontrolle der Farbgebung während des Druckes der Zeitung. Die richtige Dosierung der Druckerschwärze erfordert eine grosse Aufmerksamkeit und ein geübtes Auge. Der Drucker nimmt regelmässig ein frisch gedrucktes Exemplar und prüft Seite für Seite auf guten Druck, und reguliert bei Unregelmässigkeiten die Farbgebung. Mit einem Kilogramm schwarzer Farbe können 18 000 Seiten bedruckt werden. Der monatliche Verbrauch beträgt etwa 10 Tonnen Farbe. Auch der Falzapparat ist ein wichtiger Teil der Maschine. Er muss je nach Umfang einer Zeitung eingestellt wer-



... und gelangt schliesslich in den Falzapparat.

Kleiner TA-Quiz

1. Wie hoch schätzen Sie den Papierverbrauch für eine »Tages-Anzeiger« Ausgabe von 96 Seiten?
2. Können Sie sich vorstellen, wie schwer eine Rotationsbuchdruckmaschine ist?
3. Was schätzen Sie, wieviele Elektromotoren die Zeitungsrotation des »Tages-Anzeigers« besitzt?
4. Wie alt sind die heute in Betrieb stehenden Rotationsmaschinen?

den, damit die hier zusammenkommenen Papierbahnen in der richtigen Reihenfolge gefalzt und geschnitten werden. Die fertigen Zeitungen werden von einem Zeitungstransporteur erfasst und in die Speditionsräume geführt. Was in meist stiller Arbeit in der Redaktion geschrieben, in der Setzerei gesetzt und in der Stereotypen-Abteilung in druckreife Rundstereos gegossen wird, muss in relativ sehr kurzer Zeit von ca. 2 Stunden fertig gedruckt werden. In diesen zwei Stunden muss alles ordnungsgemäss funktionieren, denn hier wird wesentlich dazu beigetragen, dass die redaktionellen Artikel und Meldungen nichts von ihrer Aktualität verlieren. Eine Zeitung muss vor allem aktuell sein, das heisst, die Zeit zwischen Redaktionsschluss und Erscheinen soll so knapp wie nur möglich gehalten werden. Dabei hilft uns die Technik und das Können der daran beteiligten Mitarbeiter.

Auflösung Quiz: 1. Für den Druck von 96 Seiten sind 61 440 kg Papier erforderlich. — 2. Das Gesamtgewicht beträgt 222 766 kg. — 3. Sind Sie auf 120 Elektromotoren gekommen? — 4. Sie sind nicht alt, sondern wurden erst vor drei Jahren in Betrieb genommen.



Der

— Ihre Zeitung!

Jahresbericht und Jahresrechnung 1963 der Lokal-kommission Zürich der Hilfsaktion für Flüchtlings-studenten in der Schweiz

I. Allgemeines

Unsere Kommission will begabten und fleissigen Flüchtlingstudenten ohne Rücksicht auf ihr Herkunftsland durch Ausrichtung von Lebensunterhaltstipendien oder Vermittlung von Freiplätzen den Studienabschluss ermöglichen.

Die politischen Ereignisse brachten es mit sich, dass fast alle derzeit unterstützten Studenten ungarische Flüchtlinge sind, die 1956 nach jenem denkwürdigen Aufstand in Ungarn bei uns Asyl gefunden haben.

Damals konnten dank der Hilfe weiter Kreise, des Verständnisses der Behörden und des Einsatzes der Studenten über 300 ungarische Flüchtlinge in Zürich – in der ganzen Schweiz waren es über 600 – aufgenommen werden.

Der Grossteil dieser Studenten hat in den letzten zwei Jahren die Studien abgeschlossen. Das Berichtsjahr ist deshalb durch eine relativ hohe Zahl von letztmaligen Stipendienzahlungen gekennzeichnet und zur Zeit stehen rund ein Dutzend Stipendiaten vor dem Studienabschluss.

Die Kommission wurde in den letzten drei Jahren nur noch vereinzelt von neuen Flüchtlingen um Unterstützung angegangen. Im Berichtsjahr wurden zwei Studenten neu als Stipendiaten aufgenommen.

Das bedeutet, dass im laufenden Jahr die Zahl der Unterstützten weiterhin abnehmen wird, wenn nicht unvorhergesehen eine grössere Gruppe neu hinzukommt.

II. Einige Zahlen zur Uebersicht

Anzahl der unterstützten Flüchtlinge:

WS 56/57	SS 57	WS 57/58	SS 58
247	260	278	285
WS 58/59	SS 59	WS 59/60	SS 60
305	246	260	185
WS 60/61	SS 61	WS 61/62	SS 62
153	118	107	83
WS 62/63	SS 63	WS 63/64	
71	49	33	

Anzahl der Studienabschlüsse mit Diplomen im Jahre 1963:

UNI: 5 Mediziner, 1 Chemiker, 1 Liz. phil. I, 1 Liz. phil. II, 1 Liz. oec. publ.

= insgesamt 9

ETH:

Abteilung:

II	IIIA	IIIB	IV	VII	IX
1	2	2	2		

= insgesamt 11

Total der Diplomabschlüsse im Jahre 1963: 20

Da Stipendien nur während der Minimalstudiendauer entrichtet werden, nehmen viele Stipendiaten nach Absolvierung des Normalstudienplanes eine Arbeit an, um sich eine längere Prüfungsvorbereitung finanzieren zu können. Diese Studenten figurieren nicht bei den Diplomabschlüssen; die Quote der erfolgreichen Abschlüsse ist deshalb grösser, als sich aus den letztjährigen Zahlen – von 40 Abgängen 20 mit Diplomabschluss – ergibt.

III. Zusammensetzung und Tätigkeit der Kommission im Jahre 1963

Die Kommission setzt sich paritätisch zusammen aus Vertretern der beiden Hochschulen und der beiden Studentenschaften. Die ETH und der Verband der Studierenden der ETH delegieren je zwei Vertreter, die Universität und die Studentenschaft der Universität je einen Vertreter. Dazu kommt noch ein von der Kommission bestimmter ehemaliger ungarischer Flüchtlingsstudent.

Im Berichtsjahr gehörten der Kommission an: Dr. H. Bosshardt, Sekretär des Schweiz. Schulrates, Präsident; Prof. Dr. M. Plancherel, Vizepräsident; E. Spillmann, Sekretär der Universität.

Zur Lage in Angola

keine einzige Universität (bei einer Bevölkerung, die jener der Schweiz entspricht.) In Portugal befinden sich lediglich etwa 5 Angolosen an Universitäten. Etwa 3 sind zudem in Deutschland, 3 in der Schweiz und wahrscheinlich mehr als 10 in Prag und Moskau. Aber selbst für die Primar- und Mittelschulen werden die Gebühren so hoch angesetzt, dass sich die Afrikaner den Schulbesuch nicht mehr leisten können. K.Z. schreibt dazu im »Pour tous«: »Les frais de scolarité sont bien trop élevés pour des indigènes«, qui, même s'ils travaillent pour le gouvernement, gagnent souvent moins de 20 fr. suisses par mois. Un seul Africain du Mozambique (zweitgrösste Kolonie Portugals) tout entier a pu, jusqu'ici, aller s'inscrire à l'université de Lisbonne... parce qu'il avait gagné le gros lot dans une loterie!«

Unabhängigkeitsbewegungen in Angola

Grundsätzlich haben alle nationalistischen Bewegungen Angolas das Ziel, das Freiheitsgefühl der Afrikaner zu lenken für den einzigen Kampf gegen den portugiesischen Kolonialismus. Den Bewegungen (Parteien) können Angolosen jeder Religion, jeder ethnischen Gruppe und jeden Alters angehören. Die ersten Unabhängigkeitsbewegungen wurden 1956 gegründet. Da in Angola selbst die freie Meinungsbildung und die Vereinsfreiheit unterdrückt werden, haben sich die Parteien im Ausland organisiert. Das Geld erhalten die verschiedenen Parteien nicht nur wie behauptet wird von Freunden ihrer Bewegung (seien es Private oder gewisse staatliche Stellen), sondern selbst von ihren Mitgliedern wird vom Wenigen noch etwas zur Verfügung gestellt. Die erste Unabhängigkeitspartei war die MPLA (Mouvement Populaire de Libération de l'Angola). Sie wurde 1956 gegründet für und unter den angolischen Studenten, denen es ge-

tät Zürich; dipl. El.-Ing. J. Ottrubay, Dozent am Zentralschweizerischen Technikum in Luzern; cand. iur. Balz Hatt, Delegierter der Studentenschaft der Universität Zürich; cand. Masch. Ing. Heinz Wellmann, Delegierter des VSETH; cand. Masch. Ing. Willi Schläpfer bis SS 63, Delegierter des VSETH; cand. El. Ing. Christoph Eberhardt, ab SS 63, Delegierter des VSETH.

Das Sekretariat (Universitätsstrasse 18) wurde von cand. iur. Heinz Schweizer geführt, die Betreuung der Stipendiaten besorgte Fr. M. Hombberger. Das Sekretariat bereitete die Kommissionssitzungen vor (Berichterstattung und Antragstellung), führte die Beschlüsse durch und beriet Gesuchsteller und Stipendiaten in allen anfallenden Fragen zusammen mit den Hochschulen, der Fremdenpolizei und der Akademischen Berufsberatung.

IV. Erfolgsrechnung und Bilanz per 31. Dezember 1963:

Ungarnkommission

Beiträge der Aktion der Schweiz. Hochschulen
Rückersatzung der Polizeibehörde
Spenden und Patenschaften*
Bankzinsen

Stipendienauszahlungen

Unfall- und Pflegekosten

Zahnarztkosten

Studentenbetreuung

Administration

Büromaterial

Abschreibung auf Mobiliar

Hilfsaktion

Beiträge der Studierenden / Markenverkauf

Beiträge der Schweiz. Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten

Stipendienauszahlungen

Studentenbetreuung und Administration

Einnahmen

Ausgaben

Ueberschuss der Einnahmen:

Ungarnkommission 1 662.93

Hilfsaktion 9 511.30

* Nicht inbegriffen sind Naturalzuwendungen in Form von Freiplätzen etc., die einem Stipendienwert von rund Fr. 10 000.— entsprechen.

Aktiven

Kassa

Postcheckkonto VIII 10260

Guthaben bei

J. Vontobel & Co., Zürich

Zürcher Kantonalbank, Zürich

Eidg. Rechnungswesen, Bern

Ausstehende Aktiven:

Verrechnungssteuer 1963

Studienmaterial

Telefon-Rückersatzung

Versicherungsprämie-Rückersatzung

Darlehen und Vorschüsse

Mobilien

Passiven

Transitorische Passiven

Rückstellung für Darlehen und Vorschüsse

Kapital: Vorjahr

Zuwachs 1963

V. Revisionsbericht der Fides-Treuhand-Vereinigung

»Wie wir im Rahmen unserer Prüfungen feststellen konnten, wurde die Buchhaltung ordnungsgemäss geführt.

Die bilanzierten Vermögenswerte sind durch entsprechende Unterlagen belegt, und die stichprobenweise Kontrolle der Erfolgsrechnung überzeugte uns von der richtigen Verbuchung der Einnahmen und Ausgaben.

Auf Grund der von uns durchgeführten Revision sowie der uns zur Verfügung gestellten Unterlagen und der erteilten Auskünfte beantra-

(Fortsetzung von Seite 17)

lungen war, aus Angola oder Portugal zu fliehen. Grundsätzlich gehören ihr die gebildeten Angolosen an. Diese Partei hat ihren Sitz in Conakry (Guinea) und ein Büro in England und Westdeutschland. Enge Beziehungen bestehen mit der kommunistischen Welt, wo auch zum Teil die Kader weiter ausgebildet werden. Die MPLA will die sofortige Unabhängigkeit Angolas und entwickelt sich immer mehr zur Partei kommunistischen Stiles (Aufhetzen der Massen usw.). Das oberste Organ ist der Parteikongress, dieser wählt ein Direktions- und ein Aktionskomitee. Gegenwärtiger Präsident der Partei ist Mario de Andrade.

Die zweite bedeutende Unabhängigkeitspartei Angolas ist die UPA (Union des Populations de l'Angola). Die UPA hat ihren Sitz in Léopoldville (Congo) und wurde 1960 gegründet. Ihr gehören auch grösstenteils die rund 15 000 angolischen Flüchtlinge im Kongo an. Die Partei wird geleitet durch ein Komitee, dem ein Politisches Büro zur Seite steht. Oberstes Organ ist der Parteikongress. Präsident der Partei ist zur Zeit M. Gilmore. Das Ziel der UPA ist ungefähr das gleiche wie jenes der MPLA, mit dem Unterschied jedoch, dass die UPA wesentlich gemässiger ist und vor allem mit der freien Welt des Westens zusammenzuarbeiten sucht. Die UPA möchte auf friedliche Art Angola zur Unabhängigkeit verhelfen, wird aber bestimmt im »Notfall« auch zu den Waffen greifen.

Die gegenwärtigen Unruhen in Angola werden von sämtlichen Unabhängigkeitsparteien unterstützt, um die Weltöffentlichkeit auf die unverantwortliche Politik Portugals aufmerksam zu machen. (Nähere Einzelheiten seit Beginn dieses Jahres können den Zeitungen entnommen werden, so u.a. Kalroer Konferenz der Völker Afrikas (Stellung zum Angolaproblem), Konferenz von Casablanca von Mitte April und die Debatte in der Uno).

Walter Artho

len anfallenden Fragen zusammen mit den Hochschulen, der Fremdenpolizei und der Akademischen Berufsberatung.

Die Kommission trat im Berichtsjahr zu vier Sitzungen zusammen. Hauptgeschäfte waren neben der Verlängerung der semesterweise zugesprochenen Stipendien bei Vorliegen genügender Studienleistung die Bewilligung von Unterstützungen an Prüfungskandidaten während den Semesterferien. Im Hinblick auf die gestiegenen Preise beschloss die Kommission in Uebereinstimmung mit den Flüchtlingskommissionen der übrigen Universitäten und mit Zustimmung der Eidg. Polizeibehörde ab WS 63/64 das maximale Monatsstipendium von Fr. 330.— auf Fr. 370.— zu erhöhen. Verheirateten Studenten wird der Monatsverdienst des arbeitenden Gatten auf max. Fr. 800.— ergänzt. Damit soll der Student in der Lage sein, seine Lebenskosten zu bestreiten, während die Studienauslagen von den Hochschulen übernommen werden.

Ausgaben Einnahmen

56 000.—
49 884.15
8 840.—
8 884.29

107 281.50

1 021.50

673.50

10 655.10

1 263.51

606.40

454.—

15 521.30

9 090.—

13 900.—

1 200.—

148 229.74

137 055.51

Ueberschuss der Einnahmen:

Ungarnkommission 1 662.93

Hilfsaktion 9 511.30

11 174.23

148 229.74

148 229.74

1 834.35

5 517.42

54 048.—

8 098.—

229 265.—

291 411.—

499.82

1 401.15

157.95

3 766.40

5 690.80

11 516.12

1.—

310 279.89

562.95

2 845.40

295 697.31

11 174.23

306 871.54

310 279.89

gen wir Ihnen, die vorliegende Jahresrechnung zu genehmigen.«

Zürich, den 13. Februar 1964

Fides-Treuhand-Vereinigung
sig. Dr. Winzler, sig. p. p. F. Meier

VI. Bemerkungen zur Jahresrechnung

Die Unterteilung der Erfolgskonti in die Kategorien »Ungarnkommission« und »Hilfsaktion« bringt zum Ausdruck, dass die Lokalkommission Zürich zurzeit zwei verschiedene Stipendiengruppen unterstützt, die ihre Stipendienkredite von verschiedenen Quellen erhalten. Die Ungarnkommissionen-Stipendiaten sind ungarische Flüchtlinge, die bis 1960 an einer Hochschule in Zürich immatrikuliert worden sind. Für diese Gruppe vergütet die Polizeibehörde des Eidg. Polizeidepartementes während 4 Studiensemestern und bei erfolgreichem Abschluss darüber hinaus noch für die beiden letzten Semester 75 Prozent der ausbezahlten Stipendien. Diese Gruppe partizipiert auch am Sammlungserlös der Aktion der Schweiz. Hochschulen zu Gunsten ihrer ungarischen Flüchtlingsstudenten.

Allgemeine Hilfsaktions-Stipendiaten – es sind zurzeit fünf – sind alle seit 1960 in Zürich immatrikulierte Flüchtlinge ohne Rücksicht auf ihr Herkunftsland, deren Stipendien aus den freiwilligen Semesterbeiträgen der Studierenden und aus dem Erlös der jeweiligen Frühjahrs-sammlung der Schweiz. Hilfsaktion, der auf alle schweizerischen Hochschulen verteilt wird, gesprochen werden.

Nicht in der Jahresrechnung erscheint der Erlös von rund Fr. 7000.— der Kerzenaktion 1963, die von den Studentenschaften zu 80 Prozent für die Entwicklungshilfe und zu 20 Prozent für die Flüchtlingsstudenten, ohne Rücksicht auf das Herkunftsland, durchgeführt worden ist.

VII. Ausblick

Im Sommersemester 1964 werden noch 26 Flüchtlingsstudenten ein Stipendium erhalten. Davon sind 21 sogenannte Ungarnkommissions-Stipendiaten. Von diesen werden bis Ende 1964 rund ein Dutzend ihre Studien abschliessen. Mit dem Ausscheiden der letzten Ungarnkommissions-Stipendiaten kommt die 1966 von Studenten organisierte Ungarnhilfe zum erfolgreichen Abschluss und das von den Zürcher Studenten abgegebene Versprechen, ihren ungarischen Kommilitonen in Zürich das Weiterstudium zu ermöglichen, wird damit erfüllt sein.

Diesen Erfolg verdanken wir unseren Spendern und Gönnern, dem Verständnis und der Hilfe der Polizeibehörde, den Leitern der Aktion der Schweiz. Hochschulen zu Gunsten ihrer ungarischen Flüchtlingsstudenten und allen Zürcher Studenten, die mit ihren freiwilligen Beiträgen und dem Einsatz bei der Durchführung des Kerzenverkaufs im letzten Jahr erneut ihre Hilfsbereitschaft bewiesen haben.

Ihnen allen sei im Namen der Flüchtlingsstudenten herzlich gedankt.

Die allgemeine Hilfsaktion wird weiter bestehen und versuchen, den in Zürich studieren-

Europäisches Forum Alpbach

20. Internationalen Hochschulwochen in

Alpbach/Tirol

vom 21. August bis 8. September 1964

Die 20. Internationalen Hochschulwochen in Alpbach werden dem Generalthema »In der Mitte des 20. Jahrhunderts« – neue Fragestellungen seit 1945 – gewidmet sein. In 6 Themengruppen werden folgende Gebiete behandelt:

I. Materialismus, Idealismus, Positivismus / Grundlagenforschung und Einzelforschung.

II. Entmythologisierung, Entideologisierung.

III. Der Physikalierungsprozess in der Biologie / Quantifizierung und Qualifizierung in der Psychologie / Technisierung der Welt.

IV. Europa und Amerika (geistesgeschichtlich-literarisch / Die Musik in Amerika um die Mitte des Jahrhunderts / Europa und Amerika (politisch-wirtschaftlich) / Europa am Ende des Kolonialzeitalters / Die europäische Musik nach dem Krieg (neue Klassik, die Gemäßigten, die Seriiellen, elektronische Musik).

V. Die christliche Oekumene.

VI. Abstraktion und Phantastik in der Kunst / Zeitalter des Bildes.

Neben Arbeitsgemeinschaften und Vorträgen mit Diskussionen finden Konzerte (Kammermusik und Vokalmusik des 20. Jh.) und Ausstellungen statt.

Studierenden, Doktoranden und jüngeren Absolventen der ETH erteilt die Schulratskanzlei (s. l. Stock, Hauptgebäude) nähere Auskünfte.

Interessenten, die auf eine finanzielle Unterstützung angewiesen sind, können sich um ein Stipendium bewerben. Die Kandidaturen sind dem Präsidenten des Schweiz. Schulrates bis spätestens Samstag, den 20. Juni 1964, einzureichen.

Der Sekretär des Schweiz. Schulrates
Dr. Bosshardt

Kommentar zur Thematik des »Europäischen

Forums Alpbach 1964«

»In der Mitte des 20. Jahrhunderts – Neue Fragestellungen seit 1945«

Im Sommer 1964 finden die 20. Internationalen Hochschulwochen des Europäischen Forums Alpbach statt. Ueberblickt man den Zeitraum seit 1945, wo sie zum ersten Male stattfanden, so darf das Oesterreichische College wohl feststellen, dass die Wahl der Themen und die Art der Durchführung im großen und ganzen mit seiner wissenschaftlichen Zielsetzung übereinstimmen: Grundprobleme und Grenzfragen verschiedenster Wissensgebiete zu pflegen, Einzelwissenschaften und Philosophie miteinander in ein Gespräch zu bringen, das immer auch zugleich zeitnah sein sollte, und damit auch einen Beitrag zur Universalität akademischer Bildung zu leisten. Seine in diesem Sinne ausgerichteten Ziele galten auch im weiteren Sinne der Zusammenarbeit von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, die das Bekenntnis zur europäischen Gemeinsamkeit voraussetzt.

So legt sich auch das Generalthema nahe »In der Mitte des 20. Jahrhunderts – Neue Fragestellungen seit 1945«. Nicht etwa in dem Sinne, als ob wir die Thematik einzelner Arbeitsgruppen aus diesen 20 Jahren wiederholen oder bloß variieren würden, um zu sehen, wie sie sich in diesen Jahrzehnten gewandelt hat, sondern um an neuen Themengebieten die Signatur der Mitte unseres Jahrhunderts zu versuchen.

Wir meinen z. B., dass das Verhältnis von Grundlagenforschung und Einzelforschung für diese unsere Zeit typischer geworden sei, daß die philosophischen Positionen des Materialismus, Idealismus und Positivismus heute zu weltanschaulichen Blöcken geführt haben – z. B. auf den zwei Weltkongressen der Philosophie in Venedig 1958 und in Mexico-City 1963 –, die es aufzubrechen gälte. Wir glauben ferner, daß der Physikalierungs- und Quantifizierungsprozeß Biologie, Psychologie und ähnliche Disziplinen in einem unsere Epoche sehr beziehenden Sinne erfaßt hat. Charakteristisch für die Mitte des 20. Jahrhunderts erscheint uns auch das Nebeneinander von so verschiedenen Geisteshaltungen, wie einerseits eine gewisse Aufgeschlossenheit für Mythen, andererseits der Hang zur Entmythologisierung, das Bekenntnis zu Ideologien, und dagegen wiederum die Tendenz zur Entideologisierung. Ebenso prägt ein neues Verhältnis von Europa und Amerika unsere Zeit, das auf neuen intellektuellen Kontakten beruht und nicht nur intensiver wirtschaftlicher politischen Beziehungen. Und schließlich gehört hierher auch als bezeichnend die ökumenische Bewegung – wir hatten ihr schon 1950 eine mehrtägige Plenarveranstaltung, allerdings mit beschränkter Themenstellung gewidmet – die aber gerade jetzt mit dem 2. Vatikanischen Konzil in ein entscheidendes Stadium gekommen zu sein scheint.

Diese Themen beruhen wohl nicht bloß auf einer willkürlichen Auswahl, sondern scheinen uns entscheidende Fragestellungen für die 20. Alpbacher Hochschulwochen anzudeuten.

Simon Moser

den Flüchtlingen die nötige Hilfe zukommen zu lassen. Für die zurzeit unterstützten fünf Studenten sind die Stipendien gesichert. Wir hoffen, dass wir auch in Zukunft würdigen Gesuchstellern die ihnen entsprechende Ausbildung ermöglichen können, an der auch unser Land ein grosses Interesse hat.

Zürich, den 9. März 1964

Lokalkommission Zürich der Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten in der Schweiz
Der Präsident: sig. Dr. H. Bosshardt
Der Sekretär: sig. H. Schweizer
cand. iur.

Aus couleurstudentischen Kreisen

Sind wir noch Studenten?

Es dürfte ausser Zweifel stehen, dass an unsern studentischen Dasein etwas nicht mehr in Ordnung ist. Wer's nicht glaubt, der möge einmal nur zehn vernünftige Gesichter suchen unter all den Scharen, die sich des morgens zu den Hauptportalen unserer Hochschulen herein-drängen...

Die vielbesungene Studentenzeit stellt sich bei etwas bösartiger Betrachtungsweise und zumindest am Poly etwa folgendermassen dar: Der Mittelschule oder dem Militärdienst glücklich entronnen, stürzt sich der junge Student in sein Semester, voller Erwartung auf faszinierende Vorlesungen, geistvolle Gedankengänge und umfassende Erkenntnis, aber auch auf ein fröhliches und freies Studentenleben, auf Diskussionen und Feste. Er aber saust alsbald von einer Massen-vorlesung zur nächsten, sieht sich bedrängt von Abgabeterminen für Übungen und Laborberichte und fühlt sich so lange als hoffungsloser Dummkopf, bis ihm das allgemeine und umfassende Abschreiben besagter Übungen den schwachen Trost gibt, dass auch die meisten Con-Semester der niederprasselnden Kaskade von Fachwissen nicht gewachsen sind. Schön wäre ein Gespräch mit dem Dozenten über Unklarheiten oder allgemeine Fragen, aber die Vorlesung läuft ja weiter, und der Herr Professor ist ein gar beschäftigter Mann. Müde lässt der Student am Wochenende das Ganze hinter sich, kehrt zurück zum Lebensgang seiner Vorstudienzeit, um Sonntag spät griesgrämig wieder am Studienort einzurücken. Vielleicht gibt's hier und da einen Schwatz mit Freunden aus der Mittelschule, vielleicht lernt man gar neue kennen im Semester, dazu mag etwas Sport kommen, etwas Kino, etwas Theater, aber vor allem ist man unter Druck, den ach! die Vordiplome oder Prope dräuen. Und hast du die, so wird ein Ausruhen auf den Lorbeeren rasch durch er-

sreckende Lücken im Testatheft bestraft. Ferien gehen weg für Prüfungsvorbereitungen, Militärdienst oder Praktika; schliesslich studiert man im Normalstudiengang, das heisst im absoluten Minimum. Nur bedenkliche Gesellen geben ein Jahr zu, ohne die absolute Notwendigkeit, von Stipendiaten gar nicht zu reden.

Plötzlich nun, wie ausgespuckt von einer riesigen Maschine: »Da steh' ich nun, ich arger Tor...« Unter dem Arm eine grossformatige Urkunde, aus welcher hervorgeht, dass der Inhaber nun ausstudiert habe, nun ein Akademiker sei, also ausgebildet und berufen, Entscheidungen zu treffen, Menschen zu führen und Macht zu verwalten, kurz: eine Führerrolle verantwortungsvoll zu übernehmen! Mag sich da nicht bei manchem das Gefühl einschleichen, dass er irgendwie gar nicht studiert habe?

Diese Schilderung mag etwas übertrieben sein, gewiss. Aber so wenig wie man glücklicherweise den oben beschriebenen Studenten in Reinkultur trifft, so wenig wird man einen finden, der diese Zustände noch nie mehr oder minder schmerzlich empfunden hat. Und sollten sich die Kommilitonen von der Uni im Bewusstsein sonnen, dass all dies nur ein Kummer des Poly sei, so möchte ich fragen, ob nicht auch an ihrer Alma mater die Tendenz zu reinem Fachstudium und zur Lehrfabrik vorhanden sei, etwa in der Medizin? Sind wir am Poly in dieser bedauerlichen Entwicklung auch bedeutend weiter, so wird das Bedauerliche daran doch auch lebhafter empfunden; dies zeigt das Interesse an Studienreformen oder etwa das Vorschlagswesen zur Verbesserung der Studienpläne im letzten Semester. Es wird gegenwärtig von Hochschulbehörden, Dozenten und Studenten redlich nach Wegen gesucht, und es wird auch weiterhin gesucht werden müssen. Aber es bleibt die Tatsache, dass die Studiendauer zumindest am

Poly ein Jahrhundert gleich lang blieb – und dem Vernehmen nach gute Chancen hat, es für ein weiteres Jahrhundert zu bleiben – während sich die Wissenschaft und besonders die Technik halt ganz anders weiterentwickelten als das menschliche Grosshirn...

Nun glaube ich aber, dass das Unbehagen des Studenten nicht allein vom allzu belasteten Studienplan herrührt, sondern daher, dass wir uns, einige löbliche Lebenskünstler ausgenommen, von diesem Studienplan dermassen beeindrucken und versklaven lassen. Setzen wir doch einmal bei uns an! Bemühen wir uns, unter dem Stoffsturz hervorzukrabbeln und diesem zum Trotz vom blossen Studieren zum richtigen Studenten zu werden! Und schliesslich müssen wir zu unserm Studententum stehen, uns ein eigenes Standesbewusstsein leisten!

Es erhebt sich nun natürlich die Frage, was denn den richtigen Studenten ausmache. Ich möchte hier das Bild der frühen Universitäten hinstellen: Dort herrschte die fruchtbare Gemeinschaft von Dozenten und Studenten, und daraus ergab sich das akademische Gespräch. Studiert wurde in erster Linie um der einen Erkenntnis willen, erst in zweiter um Titel und Rang; deshalb nahm man sich auch Zeit, studierte so lange als irgend möglich, musste man auch Hunger und Unbill auf sich nehmen. Der Student, der civilis academicus, gehörte einem festen Stande an, der streng über seiner Autonomie wachte, seinen Gliedern Rechte und Pflichten auferlegte und sich bewusst absetzte vom Bürgertum in Tracht, Sitten und Gebräuchen; nicht selten die Philister erbosend mit üblen Streichen und Raufhänden, keckem Treiben und überbordender Lebenslust.

Zugegeben, die Zeiten und die sozialen Verhältnisse haben sich ausserordentlich verändert. Trotzdem muss uns unser heutiges Studentenleben erschreckend fad vorkommen dagegen, vom Nutzen geprägt und bestimmt. Wie betrüblich muss sich da das Bild einer Studentenschaft ausmachen, die sich immer mehr vom Staate trennt, aber auch immer mehr von ihm leiten lässt, die nach immer mehr Sicherheit strebt, im »travailleur intellectuel« gipfend. O quae mutatio rerum!

Und was das Standesbewusstsein des heutigen Studenten betrifft, so gibt es wohl einige Studentenfunktionäre, die sich um die Belange der Studentenschaft kümmern, gibt es die Corporationen, die studentisches Leben und Zusammenhalt pflegen, die grosse Masse der Studenten aber bleibt teilnahmslos, irgendwie zwischen Elternhaus und zukünftigen Beruf stehend, irgendwie unbeteiligt wie im Wartesaal und deshalb auch irgendwie unbehaglich.

Was also gilt es zu tun? Wir müssen uns als Studenten bekennen, Student zu sein einmal als Selbstzweck betrachten, der die alleinige Pflicht enthält, uns umfassend auszubilden, in einer Art und Weise, die Fachwissen, Testate und Prüfungen weit hinter sich lässt! Wir müssen kritisch auf unsere persönliche Studienfreiheit achten, sind wir doch letzten Endes uns selbst verantwortlich, wie wir unsere Studienzeit nützen und wie wir aus ihr hervorgehen! Im weiteren müssen wir Anteil nehmen an diesem Stand des Studenten, uns engagieren, denn nur das kann uns wert und teuer werden, wo wir auch etwas hineinstecken, sei dies nun als Studentenfunktionär in einer Corporation, als Delegierter an einem Studentenparlament oder indem wir uns einfach mit den studentischen Problemen und Belangen beschäftigen, oder sei es, dass wir die akademische Freiheit irgendwelcher Bequemlichkeit und Sicherheit vorziehen! Und schliesslich wollen wir uns gegen das grassierende Nutzendenken im Studium wenden, den Mut aufbringen, auch einmal nichts zu tun, zu bummeln, zu schwänzen:

»Gaudemus igitur, iuvenes dum sumus...«
Ulrich Pistor, Utonia

Noch ein Bericht

Bericht über die 1. ordentliche GV der SJV vom 21. Februar 1964

Als Krönung ihres ersten Geschäftsjahres führte die Schweizerische Jurastudenten-Vereinigung (SJV), der nationale Dachverband der Studierenden juristischer Richtung, ihre 1. Ordentliche Generalversammlung in Bern durch. Unter dem Vorsitz der Sektion Zürich wurden zuerst die statutarischen Geschäfte abgewickelt; die Kürze der Ausführungen des Generalsekretärs, Fredy Müller, Zürich, war ebenso erfreulich wie der Inhalt seiner Geschäfts- und Rechnungsberichte.

Das Hauptgeschäft dieser 1. GV war die Behandlung des Berichtes »Les études de droit dans les universités suisses«, der vom Generalsekretär der SJV in Zusammenarbeit mit dem VSS erarbeitet und veröffentlicht worden ist. Dieser Bericht unternahm die Sisyphe-Arbeit, die Fakultätsreglemente, Studienpläne und Promotionsordnungen sämtlicher Fakultäten der Schweiz zusammenzustellen und auszuwerten; der vielgepresene schweizerische Föderalismus trieb auch hier die sonderbarsten Blüten: so ist Zürich noch die einzige Fakultät, die keine Zwischenprüfung kennt, während Genf gleich deren drei aufzuweisen weiss!

Der Bericht, der allen interessierten Stellen zugestellt worden war, hat auch ein entsprechendes Echo gefunden, waren doch Dozenten und Dekane noch überraschter als die direkt Betroffenen, die Studenten. Die Vertretungen der jur. Studentenschaften fassten nach eingehender Diskussion einstimmig folgende Resolution:

»Die 1. GV der SJV vom 21.2.64 in Bern stellt fest, dass zur Erreichung einer Angleichung des Studienaufbaues an den juristischen Fakultäten der schweizerischen Universitäten die allgemeine Einführung einer Vorprüfung über die Grundvorlesungen wünschbar wäre und die Vorprüfungen an allen Universitäten anerkannt werden sollten, beauftragt den Generalsekretär der SJV, auf Grund des Berichtes »Les études de droit dans les universités suisses« den einzelnen Sektionen einen Vorschlag einzubringen über die Fächer, in welchen an allen juristischen Fakultäten der Schweiz bis zur Mitte des Studiums Prüfungen abgelegt werden können.«

Der mit der Entwicklung der SJV zu einer echten Dachorganisation vielverdiente Generalsekretär, Fredy Müller, gab zum allgemeinen Bedauern seinen Rücktritt bekannt, versicherte aber den neuen Generalsekretär, Dieter Neupert, Zürich, seiner weiteren Mitarbeit.

Bernhard Kamer
Präsident des Fakultätsausschusses
der rechts- und staatswissenschaftlichen
Fakultät der Universität Zürich

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

Programmpunkte aus dem Mai-Programm:

(vgl. Leitartikel dieses
»Zürcher Studenten«)

- 8. V. Indiskretionen aus Redaktionen renommierter Schweizer Tageszeitungen
- 12. V. Akustische Orgie; Klänge und Unklänge
- 20. V. Streitsdisputation Fulda-Wellmann: »Studentenschaft wohin?«
- 27. V. Polenabend
- An anderen Mittwochen und Freitagen: Tanz.

Wie wird man Clubmitglied?

Am besten, man geht an einem Mittwoch- oder Freitagabend in den Club, meldet sich beim sogenannten »Holder«, der einen über das weitere aufklärt.

Mitgliederbeitrag pro Semester: Fr. 10.--.

Der Club sucht

- jederzeit für kleinere Handreichungen »Mitarbeiter ohne Zeit«
- in nächster Zeit für den Weiterausbau einige Leute, die sich zur geistigen Erholung gern einmal handwerklich betätigen
- dringend und jetzt: Initiative Mitarbeiter, die an der Cluborganisation mitwirken möchten und bereit wären, einige Verantwortung zu übernehmen.

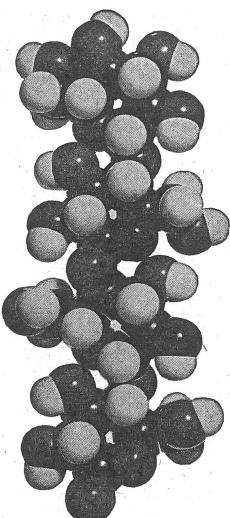
Anmeldungen nehmen entgegen und weitere Auskunft erteilen:
Rudolf Schilling, Alte Landstr. 127, Kilchberg ZH, Tel. 91 46 01
Andreas Feuer, Im Walder 12, Zürich 8, Tel. 34 95 70 (erst nach 6. Mai)
sowie Redaktion des »Zürcher Studenten«.



GESELLSCHAFT
ZUM FRÖHLICHEN
SCHLOSSELLOCH

Zweierstrasse 15,
Zürich 4
(Studentenhaus
beim Stauffacher)

Strukturformel eines Ausschnittes der Zellulosekette.



Seit jeher war es das Ziel der Farbenchemie, Farbstoffe zu finden, die sich mit den zu färbenden Substraten möglichst haltbar verbinden. Die in der CIBA vor einigen Jahren entwickelten Cibalanbrillanfarbstoffe sind befähigt, mit der Wollfaser eine chemische Verbindung einzugehen. Angesichts der grossen Verbreitung zellulosehaltiger Textilien ist es von noch grösserer Bedeutung, auch für diese Fasern ähnliche Farbstoffe zu schaffen. Das Problem blieb lange offen; seit Jahrzehnten bemühten sich Farbenchemiker, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Mit der Entwicklung der Cibacronfarbstoffe ist nun auch in dieser Richtung ein entscheidender Schritt getan. Färben und Bedrucken von Zelluloseartikeln stehen fortan vor ganz neuen, vielversprechenden Möglichkeiten. Ausser durch die Leuchtkraft und die Brillanz ihrer Töne zeichnen sich die Cibacronfarbstoffe durch hervorragende Wasch- und Lichtechtheiten aus.

Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden

ausgenommen
am Samstag
Dienstag den ganzen
Tag geschlossen



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Otto Fischer AG. Zürich 5

Fabrikation und Engrosverkauf
elektrotechnischer
Bedarfsartikel

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

academia suiza
Calle Reus 20 Barcelona

Erste schweiz. Spanischschule für Ausländer in Spanien (gegründet 1933). Internat. Beteiligung. Diplomkurse 3-4 Monate (nächster Beginn 3. 7.). Ferienkurse 10. 8. bis 27. 9. Monatskurse. Gratisprospekt durch das Auslandssekretariat: Suizac, Sistr. 39, Winterthur 1, Tel. (052) 2 48 23.

español

Das ideale Herrenhemd für Studierende

aus porösem, luftdurchlässigem

Nylon-Jersey

mit perfekt sitzendem Kragen,
leicht zu waschen, bügelfrei

mit langen Ärmeln nur Fr. 14.80

Form Polo, kurze Ärmel nur Fr. 12.80

wollen-keller

Strehlgasse 4 und Bahnhofstrasse 82, Zürich 1
und Schaffhauserstrasse 331, Oerlikon

DISS

- ERTATIONEN

drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50